

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

24 (12.6.1938)

Der Führer

AM SONNENTAG

Samstag, 12. Juni 1938

Folge 24 / Jahrgang 1938

Besinnliche Bergfahrt

VON JAKOB SCHAFFNER

Die Reise beginnt in Gilterfingen, geht an Schiff nach Interlaken und Brienz unter hochliegenden Wäldern, hängenden Klüften und an Wasserfällen vorbei, und in Brienz hebt das eigentliche Abenteuer an mit der Bergbahn, die uns in einer kleinen Stunde auf das Brienzger Rothorn bringen soll, 2351 Meter durch Wälder, über Alpeiden, unter starrenden Schroffen vorbei in weiten Zirkeln und Bögen. Der Anstieg beginnt sofort energisch. In kurzer Zeit blickst du auf die Dächer von Brienz verblüffend hoch hinauf, und mit Felsenankeln gegenüber steht du auf gleich, zu denen du eben noch hinaufgesehen hast. Grüne Wiesen schieben dir entgegen. Schön entfaltete Ahornbäume stehen wie Fächeln an Waldrändern. Auf einmal weiten sich deine Näseln: zum erstenmal witterst du wieder die frische Bergluft der Hochalpe; sie weht dich an in würziger Kühle, und schon wird dir das Leben leichter. Draußen glänzt der See hinauf mit Buchten, Hängen, Granitwänden und dunklen Gipfelreihen, aber die Seefläche liegt schief, sie hängt gerade, weil du im steilen Winkel zu ihr steigt und steigt.

Klanke neben Klanke führt das Gebirge zu den Ufern ab und weiter und höher geht dir die lachende Sonnenwelt auf; du hast gar nicht mehr gewußt, daß da droben alles so machtvoll frei und überlegen ist, das Leben in kleinen Verhältnissen läßt das Jahr hindurch kaum die Vermutung aufkommen. Das ist ja leider eine Wahrheit, daß der größten Natur Europas die engsten Umstände gegenüberstehen, unter denen irgendein Volk lebt. Aber der Gedanke daran streift dich wie ein dunkler Flügel. Gleich führt mit deinem Blick auch der Geist noch weiter und tiefer in die Welt des Lichtes hinaus. Heute willst du frei sein und selber weit und hoch. Immer mehr Abgründe und Mauern gehen dir auf, Galerien, Felsentore, Hochwachen, Zinnen und riesige Treppen. Ueber dem Gebirge aus Stein und Wäldern erhebt sich ein leuchtend wallendes Uebergebirge aus Wolken. Neben der Bahn reihen sich schwindelnde Tiefklüfte auf mit tosenden Bächen und Steingetrümmern. Aber dort sich hin, wo über der Bahn der erste Fadenföhrung, eines Felsenriffs hoch über dir in den blauen Himmel einbricht, eine kahle, fremde Felsenflucht, und darunter eine Reihe grauer Holzstürme, in allen Regen- und Sonnenstürmen schon bald selber Witterung geworden, keine Gebäude mehr, sondern Geschöpfe mit Schicksal und Erfahrung. „Planalp“ heißt der Platz. Da hinten soll es irgendwo ein Hotel geben. Weiter.

Einmal siehst du ein Wandererpaar, das sich den weiten, graugrünen Kessel aus Hochwiesen und Felsen hinaufarbeitet, fremde Einsamkeit um sich und eine wilde harte Steinwüste über sich von einem groß ausholenden Hochfahrbogen kalt überhöhmungen. Eine Schneewand taucht auf. Nach dem Tunnel ist die Sonnenwelt drunten und draußen noch gewachsen und gestiegen wie auf Flammenflügeln, daß sie dich ordentlich anbräunt, aber hier haben dich die Steinwände nun unerbittlich. Felsen wie Elefanten starrten dich unerbittlich an. Mit blauen Blitzen blüht der Enzian, und gelb-warm grüht dich die Schlüsselblume: „Siehst du, ich bin auch hier!“ Die Bahn steigt. Die Lokomotive leuchtet und zischt. Immer gleich mahlen unter dir die Zahnräder. Dort siehst du in gemessener, besonnener Kurve den Bahnkörper unter den Schroffen sanft hinaufleiten. Mit aufrichtigem Respekt erwägt du diese Leistung, die ein Kunstwerk ist und dazu ein fühner Zugriff des rechnenden und planenden Geistes. Schneerufen laufen die graue Klanke herab; der Berg steht aus wie ein Zebra. Wieder eine Zadenreihe hinauf, ein lachender Sturz hinunter ins Bodenlose, ins leere Wägen des Nichts: „Was tust! Was tust! Was tust! Was tust!“ Das Stürzen beweist uns, daß wir dauern und steigen! Und jetzt steigt es immer abwärtsvoller hinauf ringsum — todesföhrig zerrissen und neu aufgebaut, aufgeklafft, herrlich und herrlich auseinander getürmt, gigantische Mandung von Stein und Licht gegeneinander, erstarrender Wogenprall und feuerflüssig gewordenen Starren von Felsenmassen, heldische Stürmerlinien aus schwarzblassen Abgründen herauf der Sonne zu. Darüber stehen Wolkentürme wie erstarre Explosions aus Vulkanen. Mit wilden Gipfelreihen reden geheimnisvoll ziehende Nebelgestalten. Stumm klagende Geröllfelder schauen dir sehnfüchtig nach. Hinter jenen Rängen, die dir vorhin endgültig erschienen, tauchen heinabe selig drohend neue auf. Nein, keine Endgültigkeit wollen wir! Darum zieht es uns ja immer wieder zu euch hinauf, um zu entrinnen den drohenden, lastenden Endgültigkeiten der Kleinvelt, den Mauerchen und Mauersolen, den ausgemieterten Mauerwerksgängen des Alltags und den versteinerten Systemen des Uebererfolmens, an denen sich die gottgeschaffene Seele blutig stößt und der Flügel des Geistes sich lahm schlägt.

Nun aber sind wir droben und das Kämpferherz lacht uns. Oha, da gibt es ja noch Hülsen für uns. Die Möglichkeit hat uns der große Geist verliehen, auf unser eigenes Spinnen- und Fischen aus Stahlbrähten herabzublicken mit dem summen Jauchzen der Seele und dem lauten der Kehle, als ob wir damit überhaupt nichts zu schaffen hätten. Ja, und unsere Seele hat auch nichts damit zu schaffen. Wir verleugnen dieses überschau gewordene Getriebe aus Herzensgrund für kostbare, wundervolle Stunden; während deren wir mit der Freiheit leben ohne Wenn und Aber, mit der Größe, mit der Hoheit hinangehen und tieferstüßter, und mit der Weite der Gotteswelt, aus deren heiligen Abgründen wir unser Wesen haben. O, schau um dich mit dem aufgerissenen Sinn und vergiß mit einem schweigenden Schluchzen in der Brust alle allzuklugen Einschränkungen. Laß dir verfallen in jenen blauen schauernden Abgründen das Einzelne — andererseits. Verliere dort zwischen dem furchtbar schönen Gipfelgewirr, das im selig wilden Tummel erstarzt zu sein scheint (es ist nur Schein, das Werden geht unaufhörlich weiter), — verliere die kleine Nüchlichkeit und die winzige Sicherheit! Wieder einmal endlich wirft dich an die Brust rückhaltlos der gottschaffenen Unendlichkeit, denn in der Aufwühlung deiner letzten Gefühle findest du deinem etwas ermüdeten Menschsein neue Fruchtbarkeit.

Auf den Abend entschleiert sich uns mit unaussprechlicher Hoheit die letzte Gipfelhöhe von den Wetterhörnern über die Jungfraugruppe bis weit



An der Großglockner-Strasse

Aufnahme: Erich Bauer

in die Freiburger Berge hinein. Abgrundfolgen schweben sich drunten hin rot bis eisenblau in Kellertiefen der Schöpfung hinab gestaffelt. Hier fliehet dir grau und wild eine Kammlinie rechts hinaus und eine links herauf, und hinter der Ueberhöhmung bricht eine dritte in die leere Höhe davon. Irgendwo in einer hängenden Tiefe rückt sich der Vierwaldstättersee zur Nacht mit seinen prophetischen Gestalten. Aber hier wird dir alles einfacher, arößer, tiefstimmiger. Veruhigt schlägt dir das Herz, das schon so viel geführt hat. Zwei Dinge sind dir gewiß: du selber mit deinem Schicksal und das Gotthafte, in dem du wehst. Vleifarbene Wolken streichen mit mildem Schwermut an bleifarbenen Gebirgen hin. Die Sonne ist hinunter; dort fliehet es hin, finstler, traurig. Hörner, Türme, Gefirne, Mauern, Felskammern und Eisfälle glänzen noch eine Weile fort im Abstieg. Und in der Seele sagt die unbefestigte Stimme: „Das untere Vaterland wäre ein Gefängnis ohne das Obere!“

Sieh, nun geht der halbe späte Mond über die verfunkenen Hochwelt hin wie ein abgeschiedener Freund, der die Einsamkeit liebt. Auch du liebst die Einsamkeit, sonst wärst du nicht hier oben. Wenig Schlaf kommt diese Nacht in deine Augen, aber schlafen kannst du drunten wieder. Mit richterlichem Glanz steigt der Jupiter aus einer Tiefe herauf wie eine ferne Vogenlampe. Eine Stille herrscht hier, daß dir dein Herz schlägt gleich einer Glocke. Wie feingewordenes Schweigen umfließt dich alles hohe Ragen, und plötzlich

entdeckst du das große Warten. Worauf warten wir? Auf die Sonne. Silberweiß geistern mächtige Gestalten empor: die weiße Gipfelfette im Morgengrauen. Vorhin hat da noch einer durch die Nacht gefangen — von allen Seiten steigen sie ja nun herauf wie die Wallfahrer; jetzt schreitet groß die Lautlosigkeit der Vorfröhe durch die Felsengassen.

Da brennt etwas im Osten herauf. Hell zuckt eine Funkengarbe durch liegendes Gewölk. Blaue Luft entzündet sich geheimnisvoll, wird grün, schlägt in mattes Gold um und bricht auf wie eine Quelle. Auf einmal sagt einer ganz still: „Da kommt sie!“ Das ist wohl das Wunderbarste, dies einfache ergriffene Wort. Draußen glüht eine weiße Wand an, als ob aus einem Nachbarhaus der Lichtschein darauf fiel, aber es ist der erste Tageschein. Und nun zuckt gleich einer Welt von Wunden das Felsenheute wieder auseinander: Schroffen, Sperren, Wälle, Abhänge wachsig aufstrebend, Aufbrüche mit unhörbarem Donner niederbrechend, dahinter der hohe Gipfelgang grünlichern. Vaktionen, Pyramiden, Erker, Zerschmettertes, Geborstenes, ungeheure Schmerzgehalten, lachende Todeshöhen, die zugleich unsere höchsten Lebensverzückungen sind. Wahrhaftig: die Sonne bringt es an den Tag! Das ist unser Leben. So steht unser Tag aus. Einen andern haben wir nicht. Während nun der feurige Ball steigt und steigt, fasse du dein Herz in Reinheit und fürchte dich vor keinem Schicksal, so groß es sei!

Die klassische Stätte österreichischer Bühnentraktion und Theaterkultur

Das Wiener Burgtheater

Von Dr. Erwin Strank

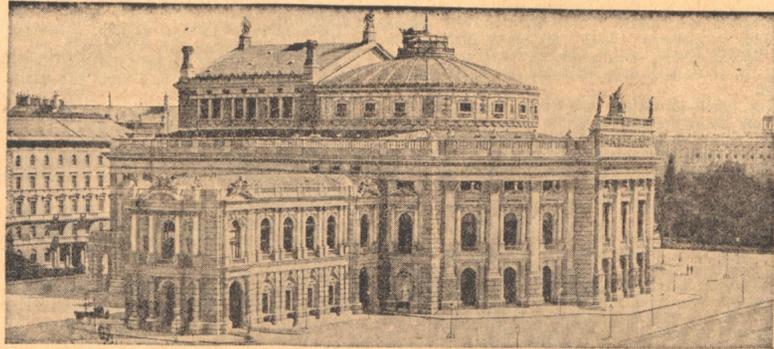
Die Geschichte des Wiener Burgtheaters aufzuarrollen, heißt nicht nur einen tiefen Blick in eine für das Gesamtdeutschum überaus wichtige Kulturleistung tun, sondern auch eine ausgesprochen deutsch-österreichische Anwesenheit in den Mittelpunkt leicht weiter zu spannender Vergleichsfäden zu stellen.

Die beste deutsche Lustspielbühne

Die wirkliche Leistung dieser Bühne, als deren eigentlicher Geburtstag man den 14. März 1774 bezeichnen kann, lag in der Kultivierung einer ausgeglichenen Gesellschaftsmorphologie, die Extremen, woher immer sie kamen, abhold, stets eine gewisse lebensfreundige barock-ästhetische Mittellinie entgegenstellte. Dadurch wurde das Burgtheater unbetritten die hervorragendste Stätte des Konversations- u. Unterhaltungsstückes, — es wurde, wie Tieck schon 1825 vermerkte, die beste Lustspielbühne Deutschlands. Dabei erzielten auch mittelmäßige Autoren, wenn sie nur wirksame Stücke und gute Rollen zu liefern vermochten, am Burgtheater stets weit höhere Aufführungsziffern, als die jeweiligen Modernen. Andererseits darf aber das Burgtheater auch für sich die Ehre in Anspruch nehmen, als erste deutsche Bühne einen Shakespeare-Byfluss herausgebracht zu haben. Am 16. April 1778 fand hier die deutsche Uraufführung des „Hamlet“ statt, mit Josef Vanga, einem geborenen Würzburger, in der Titelrolle, der durch die „Geschicklichkeit, sich in edlen, malerischen Stellungen zu präsentieren, wofür er durch Drapierung seiner Gewänder in Kostümrollen noch aufzufälliger zu machen verstand“, großen Publikumsenergie erzielte.

Lessings Urteil

Die Stärke des Burgtheaters liegt zweifellos in der Erhaltung seines „Stils“, des so oft gerühmten, bis-



Das Burgtheater in Wien

hätte; noch nach der endgültigen Verschlagung aller Projekte mit ihm äußerte er einmal: „Ich bekenne, ich war gegen die Wiener Bühne eingenommen, da ich in verschiedenen Flugschriften nicht die beste Beschreibung davon las. Ich bin, da ich sie nun selbst gesehen habe, von meiner vorgefaßten Meinung zurückgekommen. Noch fehlt vieles, doch ist sie besser als alle, die ich kenne.“ — Aber der Schöpfer der „Hamburgischen Dramaturgie“ vermochte doch seinen tiefen sittlichen Ernst nicht mit dem süßdeutschen Theaterbegriff zu vereinen.

Das „Wiener Lustspiel“

Der Süddeutsche ist bekanntlich Geselligkeitsmensch, der Bühne gegenüber vor allem ein Freund der Ensemblewirkung. Aus allen Darstellungen des alten Burgtheaters geht hervor, daß es sich ihm weniger um das Erlebnis besonderer Dramatik handelte, auch nicht um die Herausstellung überragender Einzelcharaktere, sondern um harmonisches Zusammenspiel vieler Menschen. So bietet das Theater für ihn ein angenehmes Freudenbad, — ist also Mittel zur Erzeugung gleicher Gefühle und Stimmungen, die ihm sonst von heimlicher Landschaft und heimatischem Klima angetragen werden. Auch das Prosatheater empfindet er als Musik, als Orchester mit einem Vielklang melodisch abgestufter Stimmen und wohlbedachter, gut abgewogener Kontrapunkte (die sogar dem schwärzesten Bösewicht noch ein Lichtlein der Sympathie beläßt), weshalb seine Teilnahme in hohem Maße dem im Burgtheater gepflegten Zwiegespräch gehört, das im „Wiener Lustspiel“ vollends seinen Ausdruck fand.

Die Blütezeit unter Heinrich Laube

Den Höhepunkt seiner Auswirkung und inneren Größe erreichte das Burgtheater unter Heinrich Laube, unter einem Reichsdeutschen.

Ein reichsdeutscher Besucher des Hauses schrieb nach einer Laubeschen Inszenierung: „Die Aufführung lebt mir in voller Erinnerung; mit ihrer wahrhaft vornehmen Haltung, ihrer feinen aristokratischen Natürlichkeit und dem glänzenden Ineinanderpiel, mit diesem Duft von Salon und guten Manieren, von Etikette und Freiheit und wiederum sozialer Zusammengehörigkeit“. Laube legte den archaischen Wert auf durchgebildetes Sprechen, modellierte den alten Burgtheaterstil zu jenem Ton um, der heute noch herrscht, und schuf eine neue Spielgemeinschaft.

Laubes Spielplan bevorzugte Gesellschaftsstücke, brachte aber auch gute Klassikeranführungen. Unvergessen bleibe Laube die Wiederentdeckung Franz Grillparzers, dessen seine Mitbürger nach den

ersten stürmischen Erfolgen bereits nicht mehr gedachten und der erst durch Laubes begeistertes Eintreten für ihn zu neuer, gerechter Würdigung gelangte.

Burgtheaterdirektoren meist Reichsdeutsche

Auch nach Laube beherrschten meistens Reichsdeutsche als Direktoren das Burgtheater. Nur drei bemerkenswerte Österreicher unterbrachen sie: Burckhardt, Alfred Baron Berger und der Dichter Anton Wild-



Eine Karikatur von Heinrich Laube aus dem Jahre 1870

gung eine Belebung durchzuführen. Noch tiefer, ja einen geradezu unfaßbaren Abstieg erlebte das Burgtheater schließlich unter Hermann Röbbeling. Dieser geriet nicht nur völlig den alten Stolz dieses Hauses: sein wechselndes Repertoire mit beinahe hundert jederzeit spielfertigen Stücken, sondern vernichtete die Kraft des Schauspielertums überdies durch eine bisher ungekannte Ueberlastung an Probenarbeit, die aber nicht in die Tiefe ging, sondern dahinschlief, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele neue Stücke herauszubringen. So kam es, daß in der Burg oder in der Fialabühne, dem Akademie-



Theaterzettel der ersten Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ am Wiener Burgtheater

weilen auch verspotteten Burgtheater-Stils, der im klassischen Stück stets der Deklamation angenähert blieb, die schöne Gebärde liebte, wie sie Goethe bereits von seinen Schauspielern forderte, und auch im Gesellschaftsstück durchlaufend jene „Kultur“ zeigte, die immer ein „Ueber-den-Dingen-Stehen“ verriet. Im Laufe der Zeit und der Wandlungen des Geschmacks kam es da wohl zu Abänderungen, aber niemals zu einem Bruch zwischen dem Heute und Gestern.

Am bedeutsamsten für die zeitliche Ebene des alten Burgtheaters ist es wohl, daß zwar sehr viele Reichsdeutsche, die nach weicherer Dafeinschaltung strebten, hier festen Fuß fassen konnten. Leistung jedoch nicht gewonnen werden konnte, obwohl man lange Zeit mit ihm verhandelte. Nicht, daß der kühle und stets logisch eingeteilte Dichter-Denker das Burgtheater selbst abgelehnt



Drei bekannte Männer aus der Geschichte des Burgtheaters. Von links nach rechts: Intendant Fr. Dingelstedt, der berühmte Schauspieler Fr. Mitterwurzer als Dietrich von Quitzow und Intendant Freiherr von Berger. Aufn.: Ansmann-Archiv

gans. Schon wirkten hier Dingelstedt, der aus dem Bezirk Kaffel stammt und als Vater des berühmten „Meininger Stils“ gelten darf, Johann der Hofkammer Adolf Wilbrandt, der sechs Jahre mit edler Hand das Burgtheater leitete, von den Schauspielern geliebt, vom Publikum geachtet. Jetzt erschienen auch Max Deuring, Mitterwurzer und Georg Weimers an der Burg. Als am 5. Februar 1890 Max Burckhardt in die Direktion einzog, der eigentlich Jurist war und, wie die Anekdote erzählt, nur durch ein Versehen zum Burgtheaterdirektor bestellt wurde, offenbarte sich wieder einmal echtes Deutschhöflichkeit. Der Mann der Paragraphen verwandelte sich in einen begeisterten Kunstfreund, wobei er im Gegensatz zu den bisherigen leichteren Spielplänen für die Linie der germanischen großen Gestaltungen eintrat. Er brachte Hfen, Hauptmann, Anzengruber, Wilbrandt und auch Sudermann. Sein größtes Verdienst aber bleibt die Einführung billiger Nachmittagsvorstellungen, wodurch er die Ausschließlichkeit des Burgtheaters beseitigte und den Anstoß zur ganzen deutschen Volksbühnenbewegung auslöste. Nach Burckhardt fand erst unter Thimigs Leitung das Burgtheater wieder eine gute Leitung, — denn der geniale Baron Berger war zu spät in seine Heimat zurückberufen worden, um hier noch etwas leisten zu können.

In der Nachfolge Thimigs

Sugo Thimig trat am 2. September an Bergers Stelle und blieb bis zur Spielzeit 1916/17 an der Spitze des Burgtheaters. Er vertrat auch im Neuen Haus gänzlich die Grundsätze des Alten und war ein idealer Verfechter der berühmten Tradition. Bei der Verjüngung des Ensembles führte er eine Reihe wichtiger Leute ein, darunter Nomborg, Hans Marr und Frau Magen. Er setzte sich überdies außerordentlich für Karl Schönherr ein, dessen „Weißteufel“ in der Burg allen Widerstehern zum Trotz seine Uraufführung erlebte.

Nach Thimigs Rücktritt fand das Burgtheater keinen überragenden Direktor mehr. Die Schauspieler-Direktoren Max Paulsen (den wir jetzt im Film als Peter Petersen bewundern) und Herterich führten über Hauszwistigkeiten, Max Willentowitsch-Morold, der in seiner Programmrede den Beginn einer christlich-germanischen Kunstperiode für dieses Institut verkündete, mußte von seinem Platz wieder weichen, ehe er seine Worte in die Tat umzusetzen vermochte. Anton Wildgans, der zweimal Direktor der Burg wurde, war durch ein körperliches Leiden bereits zu sehr gehemmt, um stoßkräftig ge-

theater, Stücke zur Erkaufführung gelangen, die sich einmal eine komplette Generalprobe besessen hatten.

Mirko Jelusichs Programm

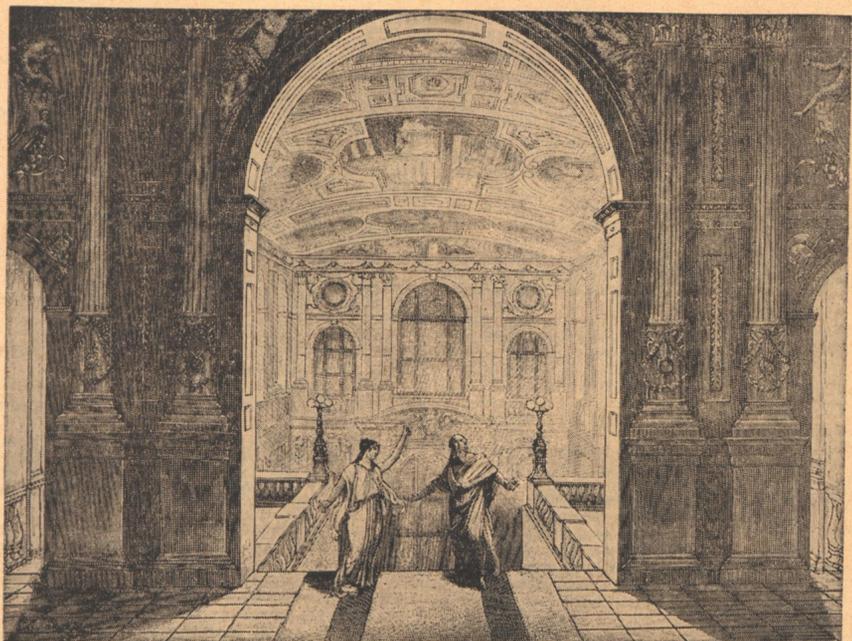
Nun geht das Burgtheater einer neuen Zeit entgegen und, wie wir hoffen, einer neuen Zukunft. Sein derzeitiger kommissarischer Leiter, Mirko Jelusich, bringt alle Voraussetzungen mit, um das Institut aus seinem Verfall wieder emporzureißen. Schon die ersten Wochen unter Jelusichs Leitung zeigten eine wesentliche Verbesserung des Spielplans, Ausrichtung aller Leistungen und jüdischen Unterhaltungsliteratur aus dem Akademietheater, Herausstellung der jüngeren Schauspielerschaft in Rollen, die ihnen bisher verweigert waren. Die Klaffter sollen wieder in repräsentativer Darstellung zu-



Vor dem alten Wiener Burgtheater

Worte kommen. Eine eindrucksvolle Neuinventur von Shakespeares „Julius Cäsar“ bildete in dieser Hinsicht den Anfang. Freudig begrüßt wurde auch Jelusichs Ankündigung, daß in der Burg nur wirkliche Köpfer zu Worte kommen sollen und künftig jeder Dilettantismus ausgeschlossen werde.

Die 5. Reichstheaterfestwoche, die zum erstenmal in Wien stattfindet, wird der Beginn einer neuen Blüte im Wiener Theaterleben sein.



Festvorspiel im Wiener Burgtheater 1888

Die Poesie geleitet den Genius des alten Hauses in das neue. Nach einer Originalzeichnung von J. Burger

Kunzes und die Kinderchen verreisen

Die lustige Geschichte einer Sommerreise von Hans Günther

Von Berlin nach Breslau zu fahren — das ist gewiß keine weite Reise. Bei Kunzes ist das anders — ganz anders, für uns ist es schier eine Weltreise. Schon wenn wir wegfahren, sieht es aus, als wollten wir nach Amerika auswandern.

Wir planten diese Reise zu den Eltern seit Jahren — seit mehr als einem Jahrzehnt, kann man sagen. Doch stets war irgendwas dazwischen gekommen — bei den Kindern immer abwechselnd die Masern und der Keuchhusten, bei unseren lieben Frauen das dritte, vierte oder fünfte Baby, und bei uns Männern, meinem Bruder und mir, dringende Aufträge, die es unmöglich machten, an Urlaub nur zu denken.

Immer wieder also hatten wir die Reise verschoben müssen. Das war um so ärgerlicher, als die Fahrkosten von Jahr zu Jahr höher wurden. Schließlich konnte nur noch die kleine Emma, Emils Tochterchen, umsonst mitgenommen werden, und in Anbetracht des guten Ernährungszustandes unserer Sprößlinge sowie unserer Christlichkeit wäre es unmöglich gewesen, einen Schaffner zu täuschen, jeder hätte unsere Kinder eher für älter als für jünger gehalten. Sogar mit Emma hatten wir Schwierigkeiten. Dabei war sie wirklich erst drei, aber sie ist eben so dick.

Diesen Sommer sollte es nun endlich klappen. Da ich in meiner Jugend einmal ein paar Wochen lang die Handwerkslehre besucht habe und deshalb die Bücher dieser kleinen Fahrradwerkstatt sah, die wir draußen im Garten betreiben, mußte ich am Abend vor unserer Abreise in die Stadt fahren, um die Karten zu lösen. Der Beamte hinter dem Schalter war über meinen Auftrag verblüfft und meinte, wir könnten auf einen Sammelchein reisen, wo es sich doch anseheind um einen Klassenausflug handelte. Er wußte eben nicht, daß wir zusammen zwölf Kinder haben, ich sieben und mein jüngerer Bruder auch schon fünf.

Auf dem Weg zum Verkehrsamt zählte ich immer wieder die Fahrkarten, für die ich soviel Geld hatte hinlegen müssen. Manchmal stimmte es, manchmal nicht. Es ist aber auch nicht ganz einfach, für sechzehn Köpfe denken zu müssen. Die vielen Fahrscheine auf einem Haufen! Wie leicht kann man sich da verzählen, wenn einem die kleinen unhandlichen Kinderkarten immer wieder aus der Hand fallen.

Auf dem Verkehrsamt hatten sie an sich schon viel zu tun, aber als ich ankam, kostete der Betrieb. Wenn ich für meine ganze Verwandtschaft Platzkarten haben wollte — und wir wollten natürlich auch sitzen, wo wir schon einmal verreisen — mußten sie wohl doch noch einen

Wagen an den Breslauer D-Zug anhängen. Das könnte sie machen, wie sie es lustig wären, meinte ich und verlangte, da wir mit Emma zusammen sechzehn sind, daß zwei Abteile für Kunzes reserviert würden. Schön, ich sollte meine sechzehn Platzkarten bekommen, und nach einer Stunde hatte ich sie auch.

Die zahllosen Scheine legte ich zu Hause auf die Kommode, und am anderen Tag pünktlich — um eins stand Familie Kunze vollzählig und aufgeregter auf dem Bahnhof Charlottenburg versammelt. Wir wollten ganz sicher gehen und waren deshalb hierher gefahren. Wer konnte es wissen — vielleicht hätten wir sonst nachher am Schleifischen Bahnhof, wohin es an sich nachher gewesen wäre, unsere Abteile trotz Platzkarten bester vorgefunden.

Stolz schritt ich meiner und Emils Familie voraus. Aber als ich an der Sperre meine Frau und die Kinderkarten hat, die ich selbst nicht mitgenommen, weil ich in der Stadt rasch noch eine Besorgung gemacht hatte, erblähte diese, tra erlaucht und behauptete dreist, ich müßte sie eingeklebt haben. Auf der Kommode jedenfalls hätten sie nicht mehr gelegen, sie habe genau überall nachgesehen.

Wir Älteren blühten uns verzweifelt an. Nur die sieben Kinderchen blieben verträut und freuten sich unbeschadet auf die Reise zu den Großeltern. Sie begannen bereits in der überfüllten Bahnhofshalle nachlaufen zu spielen und sich hinter Reisenden und Koffern zu verstecken. Es war eine Meilenarbeit, bis wir sie bei dem Trübel alle wieder zusammen hatten und abzählen ließen. Schließlich fehlte nur noch die kleine Emma, die schon neugierig und selbständig durch die Sperre spaziert war; sie war freilich auch die einzige, die keine Fahrkarte vermisste.

Ein Glück, daß wenigstens ich meine Geldtaschen nicht verlor. Ich läste für RM. 1,50 Bahnsteigkarten und übergab dann Emil das Kommando. Er sollte mit Frauen und Kindern den Zug besteigen — am Schleifischen Bahnhof wollte ich ihnen dann verraten, ob wir zusammen weiterreisen oder dabei bleiben würden. Der nächste Stadtbahnzug brachte mich nach dem Osten. Am Schleifischen Bahnhof nahm ich — unerwartet tut das ja selten — eine Taxe. Ich kam mir wie ein großer Geschäftsmann vor, für den Zeit Geld ist.

Zu Hause suchte ich — auf der Kommode, in der Kommode, unter der Kommode. Ich ging durch alle Zimmer, sah im Brotkorb, im Koffertasten und im Sauretrautländer nach, untersuchte die Nähmaschine, deckte die Betten auf und wühlte in den Koffeln. Aber nicht einmal in der Küchenschürze meiner Frau fanden die Karten.

Verzweifelt rannte ich die vier Treppen hinunter. Der schöne Urlaub! dachte ich wehmütig, während die Taxe zum Bahnhof zurückkehrte.

Der Zug fuhr gerade ein, als ich den Bahnsteig betrat. Kunzes winkten, und ich brüllte: „Aussteigen!“

Eins nach dem andern kam mit Koffern und Paketen aus dem Wagen gekarrt. Es war sehr aufregend. Aber die kleine Emma wollte durchaus nicht auf die Reise verzichten. Emigilich nahm ich sie bei der Hand. Sie plärzte:

„Was hast du denn da in der Hand?“ fragte ich, und im gleichen Augenblick brüllte ich: „Aussteigen!“

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte, konnte Emil gerade noch aufspringen, und dann fanden wir alle atemlos in dem an sich schon überfüllten Gang beieinander. Ich zählte. Es stimmte — ohne mich fünfzehn, mit mir sechzehn.

„Was habt ihr denn da gemacht?“ Ich war wütend. „Herzlichen!“

„Wir haben „Schaffner“ gespielt, antwortete Gustav, Emils Sohn und mein Vaterkind. „Großartig, im Zug hatten sie Eisenbahn gespielt, die lieben Kinderchen! Gott, was wäre das Leben ohne sie langweilig!“

Ich sammelte die Fahrscheine ein. Ränge stimmte es nicht. Aber schließlich rückte auch die kleine Emma mit der Besorgung heraus. Sie hatte fünf Stück im Kleidebündel versteckt. Was sollte sie denn ohne Fahrchein anfangen, wenn der Schaffner käme, fragte sie in ihrem gebrochenen Deutsch.

Unsere Abteile waren natürlich längst besetzt, und unser Anspruch auf die Plätze mit der Abfahrt des Zuges vom Schleifischen Bahnhof erloschen. Aber wir kamen auch stehend und mit drei Stunden Verspätung sehr verärgert in Breslau an, und es wurde überhaupt ein ganz besonders schöner Sommerurlaub. Dafür sorgten schon die lieben Kinderchen und ihre Großeltern.

Mittsommernacht

Von Friedrich Roth

Mittnacht, deine weißen Wangen, deiner tiefen Augen Braun sind von süchtigem Verlangen, sehnsuchtsaftem Fernschaun.

In den unbegrenzten Planen grünen Himmels brennt der Mond, der kein Herz mit süßem Ahnen und mit süßem Weh verschönt.

In den reifenden Gefilden gelber Aehren steht sein Schein. Ach, die bleichen, wundermilden Halme trauern um ihr Stern.

Irgendwo im Talgelände singt ein altes Heimatlied. Nacht, du nimmst's in deine Hände, trägst es liebend durchs Gebiet.

Und die stummen Halme lauschen zitternd seinen Abgesang, bis von Lieb und Leid im Rauschen fern am Wald der Ton verklang.

DER PIPS / Von Fritz Müller-Partenkirchen

Am Ende von soundsoviel Jahren hatte ich mir ein Stückchen Land verschrieben. War die Frage, was machen wir damit?

Ich ging zu einem Sachverständigen und fragte ihn: „Was kann man alles mit einem Stückchen Land machen?“

Er dachte ein wenig nach und sagte:

„D, sehr vieles. „Was zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, verpackten, beackern, bebauen.“

„Meine Frau sagt was von Hühnern, bitte?“

„Hühner, ja, Hühner kann man auch darauf haben.“

„Wie viele?“ „Soweit Sie wollen.“

Ich unterbreitete dieses Gutachten meiner Frau. Sie war sehr befreit. Dann schlugen wir in Wädhern nach. Da stand es:

„Ein gutes Huhn legt zweihundert Eier im Jahr.“ „Großartig“, sagt meine Frau, „rechne mal aus, bitte, zweihundert mal dreihundert, wieviel macht das?“

„Zweihundert mal dreihundert macht sechzigtausend“, sagte ich erlautet.

„Sechzigtausend! Wundervoll, stelle dir dies mal vor: sechzigtausend — send.“ „Sechzigtausend, was?“

„Eier, Eier, sechzigtausend Eier, was denn sonst?“

„Um Gotteswillen, du willst doch keine dreihundert Hühner —“

„Natürlich will ich. Du hast doch eben selbst gesagt, man könne soviel Hühner halten, wie man will. Gut, ich will dreihundert.“

„Aber —“

„Und du weißt, was die Eier gegenwärtig kosten? Zwölf Pfennig das Stück, mein Lieber, was macht das also, bitte, sechzigtausend mal zwölf Pfennige?“

„Macht siebenhundertzwanzigtausend Pfennige oder siebentausendzweihundert Mark — aber —“

„Siebentausendzweihundert Mark, nun sag' mal selber, ist das nicht ein schöner Reingewinn — du?“

„Reingewinn? Und was die Hühner freisen? Meinst du vielleicht, die Hühner leben von der —“

„Bitte, das weiß ich noch von der Zeit, da ich bei Onkel Theodor in den Ferien war: Die Hühner suchen sich ihre Nahrung selber durch Scharrn nach dem Boden und durch —“

„Und die Beaufsichtigung der Hühner?“

„Das mach' ich selbst, verstehtst du.“

„Wenn meine Frau „versteht du“ sagt, dann ist die Geschichte im allgemeinen erledigt. Im besonderen erlaube ich mir aber dennoch einzuwenden: „Und die Anschaffungskosten?“

„Die — sind keine Sache. Meine Sachen sind die Hühner, verstehtst du.“

Ich mache absichtlich kein Fragezeichen hinter das „verstehtst du“, denn wenn meine Frau „versteht du“ sagt, so ist das keine Frage, sondern ein Beschluß.

„Wenn aber die Hühner einen Pips bekommen —“ Hier ist das Fragezeichen richtig.

„Pips — Pips, was soll denn das nun wieder sein?“

„Hier steht es, bitte: Eine der häufigsten Krankheiten, welche die Hühner befällt, ist der sogenannte Pips —“

„Sogenannte — sogenannte. Du siehst also, es ist gar keine richtige Krankheit, sondern nur eine sogenannte.“

„Ist der sogenannte Pips, der in einem Hühnerchen auf der Zungenhaut befestigt, wobei die Hühner nicht mehr freisen können und oft massenhaft dahinstirbt.“

„Das gut sein — meine Hühner kriegen keinen Pips.“

„Aber wie willst du es verhindern, daß —“

„Kriegen keinen Pips, verstehtst du.“

„Wenn sie aber nun doch einen Pips —“

„Dah' mich mit deinem Pips in Ruhe, ich weiß nicht, was du immer hast mit deinem Pips.“

„Ich habe keinen Pips, deine Hühner haben einen —“

„Meine Hühner hätten einen Pips? — Bitte, zeig' mir doch mal meine Hühner mit dem Pips, ja!“

„Aber Fine —“

„Keine Ausflüchte, bitte — zeig' — mir mei — ne Hüh — ner mit dem Pips!“

„Nun, sei doch so gut, Fine —“

„Also nimmst du den Pips zurück?“

„Aber ich kann doch nicht etwas zurücknehmen, was —“

„Ob du den Pips zurücknimmst, hab' ich dich gefragt.“

„Also gut, ich nehm' den Pips zurück und —“

„Den Pips von meinen dreihundert Hühnern!“

„Jawohl, jawohl, ich nehme sämtliche dreihundert Pips von deinen —“

„Fris, du machst dich lustig über mich?“

„Meher dich? Fällt mir gar nicht ein — nur über den Pips von deinen dreihundert —“

„Das ist das selbe, red' dich nicht hinaus!“

„Erlaub mal, der Pips und du, das ist doch nicht das Gleiche —“

„Schon gut, schon gut — ich will dir etwas sagen — wenn man auf ein solch geringes Verhältniß stößt, ver- geht einem alle Lust, siebentausendzweihundert Mark Reingewinn im Jahre für die Familie herbeizuschaffen —“

„Aber Fine —“

„Gib dir keine Mühe, ich bin fest entschlossen, überhaupt keine Hühner für das Grundstück anzuschaffen — das hat man davon, wenn man sich plagt — mit dreihundert Hühnern plagt — jahraus, jahrein, mit dreihundert Hühnern plagt —“

„Aber Fine —“

„— und wer ist schuld daran — ich frage dich, wer schuld daran ist, — niemand anders als du mit deiner — deiner ewigen — deiner — ewigen —“

„Pipserer“, ergänzte ich melancholisch.

Badereisen in alter Zeit

Von Liene von Genkrow

Tagesordnung für Badegäste: „Des Morgens von 7 bis 8 Uhr sollen sich sämtliche Badegäste mit ihrem Frühstück im großen Saal einfinden. Die so nicht in das Bad gehen, sollen sich während 9—10 Uhr still, ehrbar und bescheiden aufzuführen und mit etwas Nützlichem beschäftigen. 10 bis 12 Uhr ist zum Spazieren bei schönem Wetter, und bei Regen zum Spielen, Convergieren und unschuldigen Belustigungen gewidmet. 12—1 Uhr Mittagessen, 1—2 Uhr Kaffe, 5—8 Uhr Spaziergang vor die ganze Gesellschaft, 8—9 Uhr Nachtessen. Von 9—11 Uhr wäre der Tag mit einem Ehrenänzlein oder einer anderen angemessenen Ergötlichkeit zu beschließen. . . . Während des Badens soll man sich eines ruhigen Benehmens befleißigen, so läßt sich sonst auch an und für sich das Singen geistlicher Lieder ist, weil die anderen alsdann nicht mit einander sprechen können oder es sie sonst incommodiert.“

So hatten sich die Gäste des Bades Neu-Schaenburg bei Basel im 18. Jahrhundert zu benehmen. Man sieht, es ging nicht allzu aufregend zu, trotz des „Ehrenänzleins“, aber für die Gesundheit war solche Badeordnung gewiß ganz zuträglich.

Unsere Altvordern haben seit dem späteren Mittelalter, als Badereisen immer allgemeiner wurden, einen solchen Aufenthalt häufig auch nur zum Zweck des Vergnügens genommen, und namentlich die Frauen haben eine Baderei als ihr gutes Recht an. Man badete in alter Zeit sehr ungeniert in großen Bassins, Männer, Frauen und Kinder zusammen, Muffanten sorgten für Unterhaltung, und die Badenden nahmen auf schwimmenden Tischen Essen und Trinken zu sich. Erst spät im 17. Jahrhundert ist eine allgemeine Trennung der Geschlechter durchgeföhrt.

Im Jahre 1568 erschien bereits in Frankfurt ein „Badenfahrtsbüchlein“, das den erholungsbedürftigen Reisenden riet, wohin sie zu gehen hätten um allerlei „Leid- beschwerden“ loszuwerden. Der Mai, aber auch der Herbst, wurden am liebsten zu Kurzen benutzt, die Gäste stiegen in Badeschiffen, den Vorgängern der Kurhotels, ab, brachten Lebensmittelvorräte mit und bereiteten ihre Mahlzeiten auch wohl selbst. Der Konkurrenzkampf der damaligen Hotelbesitzer scheint manchmal etwas allzu leidenschaftliche Formen angenommen zu haben, denn im 17. Jahrhundert mußte den Badewirten das Erscheinen vor den Toren Wiesbadens verboten werden, wo sie gegenständig die neu ankommenden Gäste weggingen.

Der Gebrauch der Bäder war damals keineswegs ein Vorrecht der begüterten Stände. In Wiesbaden z. B. stand ein Badebad den Unbemittelten zur Verfügung. Solche Kurgäste bewohnten zu mehreren ein Zimmer oder teilten sogar das Bett mit einem anderen Reisenden. Auf einem alten Holzschiff sieht man, wie außerhalb eines Bades eine ganze Ansiedlung von Zelten, Hütten und Baracken entstanden ist, in denen die mittellosen Kranken untergebracht sind, in Schutzhütten werden die Kranken in's Bad geföhrt; dazwischen haben liegende Pänder ihre Buden aufgetan und bieten Schwaben feil. — Badearzte aber gab es noch nicht überall. Wer in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges das kleine Bad Wiesbaden in Baden aufsuchte, der mußte nach Straßburg hinüber, um von dortigen Medizinern Rezepte und Badeordnung zu holen. Da viele Gevond von dem Schrecken des Krieges noch nicht beruhigt worden, so diente auch dieser Ort ebenjowohl der Beruhigung durch Spiel, Tanz und Unterhaltung als der Kur.

Daß die in allen Schilderungen immer wiederkehren-

den „Spaziergänge“ anpruchsvollere Gäste nicht gerade entzünden, beweist ein Bericht der Schwester Friedrichs des Großen, der Margräfin Wilhelmine, die in Gms weilte. „Ein sehr unangenehmer Ort“, meint sie, „von Bergen umgeben, ohne Bäume und Grün, allein das Haus, in dem wir wohnten, war schön und bequem. Zuweilen gingen wir spazieren oder zappelten vielmehr im Schmutz herum. Der Spaziergang besteht in einer Lindenallee, die längs des Flusses gepflanzt ist; man war niemals einsam. Schweine und andere Hausiere waren uns treue Gesellschaft, so daß man sie bei jedem Gange mit dem Stod forttragen mußte.“

Einen eigentümlichen Spaziergang wählte sich Lotte Schiller, die aus Landstedt an Schiller schreibt, daß sich nicht an ihrem Haus, das einem Tischler gehörte, eine Wiege befand, und daß sie daföhrt einen einiainen Weg benutzte, der ganz unbesetzt wäre, weil dort Gerippe und Knochen von Tieren hingeworfen würden! — Uebrigens gehört Landstedt zu den ersten Bädern, in denen

Theateraufführungen den alten Zeitvertreib des Glücks- spiels zu verdrängen begannen.

Mit dem „Romfort“ war es eben auch um 1800 noch schlecht bestellt, selbst in so alten angesehenen Kurorten wie Wiesbaden. Verdröhlich berichtet darüber Frau von Stein, die im Mai 1789 im Gasthof zum Adler abstieg, wo sich eine Hellewelle befand. Die Bäder wären wenig einladend, aber es beflehte wenigstens jeder seine eigene Wanne. Den Ort fand sie ärzlich, auf schlecht gepflasterten Straßen gelangte man zur Promenade, die wenig besucht sei. Im Bade las sie Märchen, die im Saal des Gasthofes ein alter Mann für ein paar Kreuzer auslies.

Diese „Reihbibliothek“ in einem Welterbad, die „Promenaden“ in Gms und Landstedt zeigen uns vielleicht an deutlichsten den Unterschied zwischen einem kleinen deutschen Kurort unserer Tage und den berühmten Bädern von ehemals. Auch hier wie so oft würden wir in die angeblüh zu gerühmte gute alte Zeit verfehlt, uns schlen- nigt wieder in unsere Gegenwart zurückwünschen.

Der Riesenwecker

Postalische Humoreske

Was hat kein Uhrmacher das Verdienst an dessen Vorhandensein, denn Werkstoffler und Gieberei finden seine Erfindung, dafür braucht er auch keine Feder um in Gang zu sein. Na, wir werden ja sehen!

War da im Bäderdienst bei einem Bahnposten ein junger Mann beschäftigt. Er kannte nicht die Tuden des Nachdienstes, der ihm zum Verhängnis wurde. Au mehr als einem solchen kam nämlich der Sandmann und legte den Stiefhansjünger irgendetwas in eine Ecke auf einen Stapel leerer Säcke oder in einen abseits stehenden Wagen.

Eines Nachts, es war Sonntag auf Montag, da in der Bäderzeit nicht so stramm zu tun ist, wie zu anderen Zeiten, hatte es ihn wieder einmal gepackt. Jedenfalls war er schon ein kleines Stündchen verschwunden, als dies seine Mitarbeiter merkten. Mit vereinten Kräften ging man auf die Suche. Der ihn endlich fand, war einer von der Sorte Mitmenschen, die auch der erstenen Lage noch etwas zum Vaden abgewinnen können. Rein Wunder also, daß er schon im Moment des Entdeckens bereits den Entschluß zu einer Rarretei fertig auf Lager hatte.

Er rief die anderen Kameraden herbei und diese bekannten zunächst einmal den in einem Deckelmaen liegenden, laut schnarrenden Jüng-

ling. Nun gibt es auf den Bahnsteigen wichtige Hydranten, aus denen die Lokomotiven ihr Wasser zugeführt bekommen. Der ausströmende Wasserstrahl hat einen Durchmesser von 30 cm und fällt aus einer Höhe von über 3 Meter.

Nach kurzer Beratung wurde der „postalische Schlafoagen“ mit dem abnungstosen Inhalt, so leise sich das bewerkstelligten ließ, über eine Strecke von nahezu 100 Metern den Bahnsteig entlang unter den Hydranten geföhrt.

Der Mond grünte in voller Breite auf den quieschvergnügten Knäuel Menschen herab. Alle abkühlenden Kameraden waren zusammengerufen worden, um dem Wecken auf dem still daliegenden Bahnsteig beizuwohnen, das in seiner Art einzig dastehend zu werden verpfaßt. Nicht nötig, zu betonen, daß sich aller eine Deiterzeit bemächtigte, deren Lösplagen nur durch reiches Gandelnd gehindert werden konnte, um so den Schläfer nicht vorzeitig zu wecken und so den erwarteten Knallseffekt in seiner ganzen Größe herbeizuföhren.

Mit wenigen Drehungen am Handrad wurde das Ventil geöffnet und mit Donnergetöse fallen die Wassermassen auf den zugeklappten, jedoch nicht abgeschlossenen Wagen- deckel, daß schon einige Minuten der Stellung genügt hätten, alles, was nicht niet- und nagelfest war, einfach fortzuschwemmen.

Alle blickten natürlich gespannt auf den Schläfer im Wagen, den man durch die gelochten Weche der Seitenwände sehen kann. Doch nichts richtig sich, kein Lebenszeichen gibt der von sich! Da bekommen es einige mit der Angst zu tun — rasch wird das Wasser abgelassen. Man eilt den Deckel aufzuklappen und schüttelt den Schläfer. Der erwacht, starrt mit angstvollen Augen um sich, richtet sich auf, begreift am nunmehr sich überhebenden Gelächter, daß man ihn zum Wecken hatte, lacht dann selbst mit und verläßt in läh- mender Schwung den Wagen.

Wenn man dachte, den Wasserstrahl des Hydranten, bzw. dessen Getöse als Wecker anwenden zu können, so war man allerdings darin mächtig enttäuscht. Nicht einmal die geringsten hieran geknüpften Erwartungen waren in Erfüllung gegangen.

Eigentlich hat ein Traumbild über alles Unheil in schöner Weise hinweggeschoffen. Bilestist sah er am Steuer eines Rennwagens und das Getöse des Wasserstrahls war für ihn zum Kompensiergebeul geworden. Niemand ergötendet es!

Das aber ist gewiß: Man kann sich auf solche Wasserstrahlen in feiner Weise verlassen, schon gar nicht bei Menschen mit so gutem Schlaf. Den aber wollen wir trotzdem ihm nicht weiden und uns dafür die Hälfte von gleicher sorgloser Tiefe wünsch.

H. M. — C.

Luise Frein von Degenfeld

Ein Frauenschicksal am Kurpfälzer Hof — Von Ada von Lettow-Vorbeck

Schlus

Draußen im Schloßhof steht der junge Raugraf Karl. Schmal und dunkelhaarig, im schwarzen Kleid. Seine sonst vor Lust tanzenden Augen sehen ernst und fragend auf all das düstere Geschehen. Was war ihm sonst gewesen, wenn man die kleinen Sätze der früh verstorbenen Schwester fortsetzt in die Gruft zu Mannheim? Eine Wolke an seinem sommerlichen Knabenhimmel. Heute greift es tiefer. Die kluge, ärztliche Schwester, mit ihren neun Jahren schon voll herrlicher Würde, seinen Gebahrens und süß-schelmischen Witzes, war sein liebster Spielkamerad gewesen. Wohl hatte er sie weihen genekt und geliebt, daß sie weinte — Mädchen flennen immer so leicht —, aber herzlich hatte er sie geliebt. . . . Es kamen die unruhigen Tage und Nächte, da ihre Schmerzstöße das Schloß durchhallten, die Herrn Medici immer neue Kränke mischten und die Geschwister, zusammengebuddelt wie ein Häuflein verwehrt Blüten, mit gespanntem Sinn lauschten. . . . Dann war die Friederica in den Armen ihrer Amme entschlafen. Die Raugrafin-Mutter wand sich in Weinträumen. . . . Der Pagen von Hohenfels hatte ihm erzählt, daß die Doktor des Kindes Leib gefunden hätten von all den Mitzuren. Ihn schauerte, wenn er daran dachte. Er fachte nach der Hand seines kleinen Bruders, die weich und warm in der seinen lag. . . . Was mußte es, daß der Raugraf, sein Vater, die Kränke zur Verantwortung zog, sie alle die Kränke noch einmal brauen ließ, um sie nachprüfen zu lassen? Der Tod hält seine Beute fest! . . .

Abschied von der Toten

Nun tragen sechs Jäger den unter Blüten vergrabenen Sarg heraus, Palmen erklingen leise, ihm folgend. Die Brüder schreiten gleich hinter der toten Schwester. Karl hat kommen die Tränen, die er nicht zeigen will, und doch ist alles so fremd, er kann sich die Schwester schon nicht mehr recht vorstellen. Die Fackelträger gehen nebenher, der Luftzug jagt den düsteren Schein über die Gewölbe und Mauern, durch die der Zug hindurchfährt. Man hört nur das Knirschen der Fackeln und den schweren Tritt der Männer. Der kleine Karl Eduard beginnt zu weinen, Karl hat heut sich zu ihm nieder und zählt ihm die Fackeln vor, um ihn abzulenken — es sind deren hundert. Nun stoßt der Zug beim Einmünden in die schmale Gasse, der schmelzende Rauch weht voran, es dünkt den Knaben, als sähe ihn eine unsichtbare Gewalt hinauf, in eine dunkle Gruft. . . . Auf dem Marktplatz steht es voll schweigend harrender Menschen, deren Gesichter im Flammenschein grell aufleuchten, wie Masken mit dunklen Augenhöhlen.

Der hl. Geistliche schmale, hohe Fenster sind matt erleuchtete Eichenbäume, über denen traurig die Glocken schwingen. Die Geistlichkeit erwartet den Zug unter der Kirchenpforte, die Fackeln sind ein flammendes Tor, durch das die Sargträger schattenhaft gleiten. Ein feiner Nebelweh weht über den Platz. . . . Wenige folgen in die Kirche und hinauf die steilen Stufen zur Gruft, wo der Sarg etwas abseits der hohen Ahnen, auf einen Teppich weißer Blüten, niedergelegt wird.

„. . . Vielleicht ist es des Kindes seltsam Glück, daß sie, als von Verstand und heroischem Gemüt über ihre Jahre begabt, meinen Tod nicht erlebt oder sich vielleicht mit ihrem Stand nicht contentieren können. Es ist eine sonderbare Fügung Gottes, daß kein Platz in der Klosterkirche gewesen und sie, die allezeit ambiziose gewesen, nun in der hl. Geistlichkeit beigestellt wird. . . . Sie war mein Tochter im Leben und Sterben und ich end dies wie gemüßlich: „Wein und Tod ist unser Erbteil“, so schrieb der trauernde Vater.

Karl hat tritt ins Freie. Ein Windstoß facht in seinen schwarzen Schopf, als grüße ihm das Leben, zu dem er, aufatmend, wieder erwacht. Da und dort hebt sich, grüßend, eine Hand. Er dankt, sieht sich um. Darum grüßen nicht alle? Köstliche reines Fürstentum in seinen Ahnen, täten sie es und es griffe nicht ewiger Zwiepsalt in sein Leben. . . .

Eine Wolke von Westen

Kurpfalz stand unter einer Wolke, die sich von Westen kommend, mehr und mehr zusammenballte. Turenne war ein Name, bei dem dem Menschen eine Angstmäus den Rücken hinunter lief. „Die Kaiserliche kumme!“, dieser Schreckensruf schallte noch den alten Zeiten, vom 30jährigen Krieg her, in den Ohren, war den Enten ins Blut gegeben.

Auch das Leben der Naturlichen Familie lag im Dämmerlicht. Die wenigen Erholungen der Raugrafin verblieben belanert und kritisiert, all die schweren Sorgen, die an den Herzen des Kurfürsten zerrten, wirkten sich für seine Gemahlin einseitig in wachsendem Mißtrauen, andererseits in Furcht für ihr Leben und ihre Sicherheit aus: sie war und blieb die Gefangene seiner Liebe und Sorge. Die Raugrafin wehrte sich nicht mehr. Sie hatte mit dem Schicksal dem Pakt geschlossen zu dulden, was es über sie verhängte, denn immer wieder griff ein kalter Nord in den Blumen garten ihrer Kinderstube. Von 13 Kindern hatte sie 5 begraben müssen — die kleinen

Särge füllten die Gruft zu Mannheim. Nun trug sie wieder ein Kind unter dem Herzen. Würde sie es behalten dürfen? Vange Ahnungen beschwerten sie. Des öftern stand sie jetzt ratlos am Fenster, ihr Blick glitt die schlängelnden Wege und Beete des Schweitzer Gartens entlang, die in ihrer eintrübnigen Weite keinen Widerhall aus ihrer Seele lockten. Da war ihr dann ein düsterer Gefährte, im grauen Gewand zur Seite, legte eine lachende Hand auf ihre Schulter, einen Schleier über ihre Augen, während ihr Herz in bängen Stößen ging — die Melancholie. . . . Sie schrieb an ihre Schwester: „Geht es mit meinem Wohlstand glücklich, so habe ich Ursache, Gott zu danken. Geht es anders, so komme ich viel Glend los. . . . Ihre Schwester möge dann nicht klagen, sondern ihre Hände aufheben und sprechen: „Lobe den Herrn!“

In allem begabte sich die Raugrafin unter die strenge Hand ihres Gottes und die ihres Gemahls, sie war bereit, ihr Leben und ihre Wünsche zum Opfer zu bringen, wußte sie doch, daß sie und die Kinder des Gatten Labung waren, der Ort, wo er Kraft schöpfe, zu all seinen schweren und schönen Werken, an denen sie dadurch Teil hatte. Er mußte sich, das verwarfte Rad wieder zu bewegen und zu beschleunigen, förderte Kunst und Wissenschaft. In ihm wirkte das Erbe des großen Erfinders, Stuartus floß in seinen Adern, die Großzügigkeit seines Planens machte Mannheim zur bedeutenden Handelsstadt, baute das Heidelberger Schloß wieder auf. In all dem stand sie ihm, mit ihrem feingebildeten Geist, zur Seite.

Eine große Fremde war der Raugrafin, das sich stetig bessernde Verhältnis des Kurfürsten zu ihrem Bruder Ferdinand, gerärdnet auf, beider edlen Charakter. Karl Ludwig ernannte

ihn 1680 zu seinem Regierungs- und Kriegsrat, machte ihn nach dem Tod seiner Gemahlin zum Vormund der raugraflichen Kinder.

Sorgen um die Kinder

Mit dem Heranwachsen ihrer Kinder verschärfte sich ihre Sorge um deren Fortkommen. Der Kurfürst war zwar auf gute Erziehung und Charakterbildung bedacht, aber für ihre Verlozung, nach seinem und der Mutter Tod, schuf er nichts Weisendes. Vieles war geplant, nichts festgelegt oder ausgeführt. Und nicht faunte die Wandelbarkeit fürstlicher Entschlüsse, auch das Nebelwollen des Kurprinzen. Die Freier ihrer Töchter hatten es immer auf eine große Mitgift abgesehen, dies oft in unverhoffter Dreistigkeit auszusprechen. Sollten ihre lieben Töchter in dem ödigen Damentitt zu Neuburg am Neckar, das der Kurfürst eigens zur Verlozung unverselichter Raugrafinnen zu schaffen ließ, ihr Dasein vor der Welt verschließen, in stiller Jacht und in grauen Segeffeibern?

Karl hat war besonders heider Sorgenfind, so glänzend er begabt war. Anfangs vermindert und demüdet, fand es der fürstliche Vater bald angezeit, ihn schon mit 16 Jahren dem Kriegsdienst zu weihen. Dori zeichnete er sich durch Tapferkeit und Bagemut aus, aber sein Grauzug ging nicht höher, als eine gute Charge. Er fand seinem Vater fast feindliche gegenüber, war verschwendisch und hochfahrend. Sogar seine Tischgenossen, die Herzogin von Orleans, die ihr „Schwarzäpfel“ zärtlich liebte, rügte scharf sein Benehmen, besonders gegen den Vater. Wie sollte sich die Zukunft all der raugraflichen Söhne gestalten? Der Mutter Befürchtungen erwiesen sich als zum Teil richtig. Nach der Verwailung mußten die Kinder viele Aufsehnungen

und Juristrefektionen erdulden, aber die immer wache und läuge Liebe der Herzogin von Orleans und der Kurfürstin von Hannover, stand ihnen zur Seite. Die Briefe Vieselottes an ihre Stiefgeschwister sind Zeugnis ihres goldenen Herzens, in dem kein Stachel gegen die Raugrafin geblieben war, obwohl sie Ursache der Verlozung ihrer Mutter gewesen. „Herlicher Sohn (schrict die Raugrafin an Karl hat) . . . Man hat, ihr habt 300 rthl monatlich, wüßentlich vor die Rücken 100, das ist ein feines, um mit auszukommen. Ihr stellt euch nur so arm miteinander, ist Euer ernst nicht. . . . Sparet ihr, so kommt es euch ins fünftige zu Gut, wo nicht so habt ihr es auch hernach zu müssen. Man kann wohl damit auskommen, wann man nicht verschwenden will. Vete auch fleißig um gut Glück. . . . Gott Lob, daß ihr noch gesund, denn mir ist als bang vor dem hitigen Wein. Doffe ja, ihr werdet euch darin fürsehen, denn es ist jungen Leuten sehr schädlich und wenn es sich anderen Schaden bringt, so macht es Euch gar colerisch, welches ihr nicht nötig, indem es euer penkant ohnedem. Ich ermähne Euch dielekt gar zu oft, von diesen meinen Anliegen, denkt aber, daß es von Eurer Mutter kommt. Das ist schon genug gesagt. . . .“

Der letzte Wunsch

Die zunehmenden Unpäßlichkeiten der Raugrafin durch die Schwangerheit wurden von Kurfürstin nicht allzu ernst genommen. Gegen Verze hatte er Abneigung und Mißtrauen. „Um Gottes Willen wolle man manigstens Pfalz“ Geschlecht mit den Charlatanereien in dieser, wie in allen Fakultäten, versehen. . . . Pfalz glaubt, daß untere Medices eben so wie unsere Generalverlozungen, im Krieg machen, wie diese fürchten, daß derselbe so bald ausgemacht werde, also fürchten jene, daß die Patienten zu bald gesund werden.“

Auch die Ratsschläge, Mittel alter und junger Weiber, verabsichtete er. „Die alt Duhlen“, die Schlapplad“, so benamt er sie. . . .

Da warf eine Frühgeburt die Raugrafin auf das Krankenlager, das Kind harb vorher und nach kurzem, aber qualvollen Leben, löstete diese gütige, so geliebte, aber dennoch wohl nicht glückliche Frau, aus. Ihre letzten Worte waren: „es grämt mich nichts, als daß ich dem Kurfürstin nicht habe anemalm aefallen können, doch habe ich festes Vertrauen, er wird als getreuer Vater bei seinen Kindern tun.“

Der Kurfürst war schier untröstlich, er ergoß seine betrübte Seele in Trauergefängen,

ordnete prunkvolle Beisung und Grabfchmuck an, änderte darin mehrmals seine Pläne und ließ eine Denkmünze prägen. Endgültig wurde die Raugrafin in Mannheim, in der wallonischen Kirche, beigesetzt.

In einem merkwürdigen Dokument, seiner „Gheft und Schreiftunn“, gibt der Fürst Rechenschaft über sein Gelingen, seine und seiner Frau Unzulänglichkeiten, was ihm zum Trost gereicht und was er beklagt.

„Was mich bei der seligst Verstorbenen, allerliebsten Bezeiten getrübet: Ihre große Geduld, Demut, dabei Revolution und Courage. . . . Daß wenn sie mir in etwas mißfallen, ich sie darüber caprendieret, sie es beneuet und ich alles wieder vernehmet.“

„Daß sie sich ebenmäßig, bis auf den letzten Atem, in allen ihren großen Schmerzen getrost und andächtig erwies. . . . Daß sie mir so wohlthätete und wohlgeratene Kinder hinterließ.“

„Was mich ereuet, in solchen Reiten: Daß sie mit ihrem Zustand und Art von Leben oftmals nicht bestridigt war. . . . in den ersten Jahren ziemlich fallungsig gegen mich bezeugt und in der Kontervoluten zurückgefallen. . . . etliche Mal ungebürlich zurückgefallen. . . . etliche Mal ungebürlich zurückgefallen. . . . etliche Mal ungebürlich zurückgefallen.“

„Daß die drei kleinsten Kinder mütterverloffen sind, sonderlich das ganz kleine, da sie am meisten Freunde an genommen. . . .“

In der Folge dieser Aufzeichnungen macht der Witwer sich große Vorwürfe der Krankheit nicht genug geachtet zu haben und die Pamen der Raugrafin werden darüber einer peinlichen Zeugenausfrage unterworfen, auch in Bezug auf das Glück und die Anständigkeit der Verlozungen. Aus dem Bericht geht hervor, daß die Widanten und Neben der Raugrafin stets um die Verlozung ihrer Kinder freifte.

Von diesen erreichte nur Luise, gef. 1681, gef. 1738, ein hohes Alter, die anderen starben in jungen oder mittleren Jahren. Karoline, als die einzige verheiratete, war die Gattin des letzten Herzogs von Schönburg und Seinitz. Ihre Tochter Maria heiratete Christoph Martin von Degenfeld, den Enkel von Raugrafin Luises Vater. So floß ihr Blut wieder zurück in ihre Sippe und lebt fort in der großen Familie derer von Degenfeld, während der Stamm der Raugrafen — fremdes Gewächs auf fremdem Boden — bald verorrte.

Das Andenken der Raugrafin Luise von der Pfalz liebt lange fort im Volk, dem sie allezeit eine liebende, verständnisvolle Freundin war.

Elsabfahrt durch Zeit und Vergangenheit

Es ist ein prächtiger Vormittag. Der Schnellzug führt uns südwärts. Da grüßt, während wir in den Bahnhöfen Appenweier einfahren, aus dem silbrig-grauen Nebel das Straßburger Münster zu uns herüber. Schemenhaft ragt seine blaße Silhouette aus dem morgendlichen Dunst empor, den die Sonne aus der Erde treibt.

Eine halbe Stunde später fahren wir über die Grenze, über die Rheinbrücke. Grenze? Fah und Zoll bringen sie uns in einseitiger Weise zum Bewußtsein. Grenzen sind in den Atlanten verzeichnet, Natur durch Ströme und Bergrate. Müßig, sich darüber Gedanken oder Vergnügen. Müßig, sie zu meinen. . . . Aber wenn, wie mir, beide Landschaften längs des Rheins zum Heimat geworden sind, dem Flopft beim Ueberqueren des Schiffsalters das Hera lauter, wenn er durch das riefige, eiserne Gefüge der Brücke hindurch auf das stetig dahinjehende Wasser blickt. Dann kann es einem auch in den Sinn kommen, über die Bedeutung eines Wortes wie Brücke zu meditieren. . . . Die Menschen und Künstler be-



Die Hohkönigsburg

der Vereiche jenseits der Ufer sind es, welche das gemaltige und erhabene Wahrzeichen der vielbesungenen Stadt am Strom errichtet haben.

In der „wunderbaren Stadt“ verweilen wir nur einen halben Tag, die meiste Zeit davon in und auf dem Münster. Unglaublich große Strecken kann man, allein bei der Besteigung des Turmes, darin zurücklegen, bis man den wesentlichen Teil der Kunstwerke, die es birgt, gesehen hat. Eine Plastik türmt sich auf die andere, Natur reicht sich an Natur, Pläzchen an Pläzchen, Hunderte und Hunderte, ja es mögen wohl Tausende sein — mer hat sie je gezählt? Und wenn man schließlich von der Plattform aus, von wo sich die eng aneinander geschmiegen Häuser wie ein Meer von Spielzeugen und die Straken wie winzige Fische ausnehmen, die noch kleinere und schmalere Wendeltreppe hinaufsteigen, kann man es kaum begreifen, daß dieser Bau das Werk von Menschenhänden ist. Aber man begreift, daß es von alles beselendem Glauben besessene Menschen gewesen sein müssen, die solches vollbracht haben.

Mit einem Spaziergang an der 311 entlang, wo bewegungslose Angler die Zeit verträu-

men und Wäckerinnen die letzten Stücke zum Trodnen auf dem schmalen Malen ausbreiten, nehmen wir am Nachmittag Abschied von der schönen Stadt — nicht ohne einen guten Tropfen aus elässlichen Neben und die ersten Erdbeerstücke vorgekostet zu haben, die unser im süßlichen Elsas warten. Denn dies, den elässlichen Wein, den schon die alten Geschichtsschreiber rühmten, in Würde zu genießen, steht mitten in unserem Programm.

Nun führt uns der Schnellzug durch die fruchtbare Rheinebene, dem Nied zu. An ersten Korndörfern und endlosen Matten eilen wir vorüber, durch hüfale Wälder, alles dünnt einen so bekannt, so bekannt. . . . Ich habe es mir ein wenig anders vorgestellt, diese Landschaft, die Berge drüben, die Bahnhöfe, ein wenig fremder, aber es ist. . . . stellt die Gefährin fest. . . . faum anders als bei uns, ergänze ich. Dori ragt der bellige Berg des Elässes, der St. Dillenberg, gleich einem Wächter über's Land und Burgen, Hünen. . . . Hohrappollstein, Diersburg, die Wilschburg und dann, alle überwand, die Hofkönigsburg, die einst Kaiser Wilhelm II. von der Stadt Schlettstadt zum Geschenk gemacht worden ist.

Als wir zwei Tage später im Auto unseres Verordneten an unabhigen, parkenden Autos vorbei zur Hofkönigsburg hinauffahren, treffen wir einen unerwartet großen Strom von Ausflüglern an, einheimische Wanderer und fremde Touristen aller Nationen, vorab Holländer und Schweizer. Etwas Merkwürdiges, das wir an den vergangenen Tagen wiederholt erlebt hatten, bot sich hier besonders auffällig dar: Die einheimischen Wanderer (Fahfinder, Mitfahrer von Spargelvereinen, Wandervogel usw.) hielten auf ihren Fieb- und Mundharmonikas, auf ihren Mandolinern usw. wohl bekannte Volks- und Wanderlieder.

Von Schlettstadt aus

Nächst Straßburg haben wir in Schlettstadt, dem Ausgangspunkt unserer Fahrt, die ersten Zeugen der Frührenaissance im Elsas gefunden. Aber als wir dann, bei einer Fahrt am Rand des Basenwaldes entlang durch die alte freie Reichs- und Bingerstadt Kapfersberg und die Bingerortte Ravensweier und Reidenweier kommen, verschlägt es uns fast den Atem — vor Entzücken: Hier kommt man unverschieden in Lebendiges Mittelalter! Hier scheint im wahren Sinne des Wortes die Zeit geblieben zu sein: So reist sich in Reidenweier Fachwerkbau an Fachwerkbau, einer prächtiger als der andere, durch alle, schöngevolte Tore blickt man auf märchenhafte Höfe und Innenbauten, wo noch heute wie vor Jahrhunderten aus erkaltenden Ziehbrunnen das Wasser geschöpft wird.

Dieses Weinstädtchen mit seinen alten Türmen und Toren und Giebeln, mit seinen idyllischen, gepflanzten Gäßchen, in denen die Bürger mit ihren Familien vor ihren Häusern sitzen und plaudern und dabei Sandarbeiten machen, ist wohl die schönste und am reinsten erhaltene Perle des deutschen Mittelalters, es gehörte einst den Grafen von Württemberg und ist heute noch behütet durch seinen Wein, den „Reidenweier Sporen“. Traurigerweise sind auch hier in diesem Jahr die Reben, wie überall im Elsas, fast alle erfroren. Auf nicht viel weniger Romantik stoßen

wir in der ehemaligen freien Reichsstadt Kapfersberg, der Geburtsstadt Albert Schweigers und des berühmten Predigers Johann Geiler von Kapfersberg, der zur Zeit Kaiser Maximilians I. lebte und ein Freund des Satirikers Sebastian Brant war. Diese Städte und Dörfer im Oberelsaß sind lebendige Zeugen des deutschen Mittelalters, die meisten von ihnen haben bis auf den heutigen Tag ihren Charakter bewahrt. Diese Landschaft ist, wie das Elsas überhaupt, ein Land der Musiker und der Minnesänger gewesen und zugleich ein Land der Satiriker, davon Sebastian Brant, Thomas Murner und Johann Fischart die berühmtesten sind, es ist ein Land der Dichter. Und früher, als ich im Elsas zur Schule ging, wurde ich belehrt, daß man es immer reichen Fruchtbarkeit wegen die „Kornammer des Reiches“ nannte. Und wirklich, von der Sohle des Basenwalds bis zum Ufer des Rheins liegt es wie ein herrlicher Garten ausgebreitet. Wo nicht die für das Elsas so besonders charakteristischen Wappeln die Landschaften säumen, sind es fast immer wieder Eichenbäume, welche dem Wanderer oder Fahrer Schatten spenden. Wieviel Dichter haben nicht dieses seltsame Land mit seinen unvergleichlichen Gärten, seinen wildromantischen Bergen und lieblichen Tälern, seinen weiten Matten, seinen herrlichen Domen, seinen geheimnisvollen alten Städtchen, seinen heiteren Weinbergen gerührt, von Walter von der Vogelweide, von einem Gottfried von Straßburg, Sebastian Münster, Erasmus von Rotterdam bis zu einem Goethe, Ludwig Uhland, Friedrich Völkhard und bis zu einem Franz Büchler unserer Tage, der es als kein gebenedictes Paradies, als einen heiligen Garten Gottes befragt!

Der heitere Garten

Ein heiterer Garten Gottes möchten wir es nennen. Während wir, meine Gefährtin und ich, uns über solcherlei Gedanken unterhalten, nähert sich zu Rurheim her, unter Wagen Colmar, der Heimatstadt Martin Schongauers und der Berge des Jenseitigen Alters des Matthias Grünewald. Unterwegs, am Eingang eines Dorfes, — ich bin ausgestiegen, um eine Landschaftsaufnahme zu machen — kommen mir zwei Bäuerinnen entgegen; jede balanciert einen Ballen Grünfutter auf dem Kopf. „Das könnte wohl auch ein Bild geben!“ ruft mir die Gefährtin zu. „Aber ich habe die beiden zu spät kommen sehen, sie neher und bitte freundlich, sie aufzunehmen zu dürfen.“

„Jo, 's lejt m'r a!“ (D. h. „Wenn ich a'rad“



Grünfutter

Aufnahmen: Carl Lamm



Altes Stadttor in Reichenweier (Oberelsaß)

möchte!) ruft die Aeltere von ihnen — sie möchte so an die siebzig Jahre zählen — entrückt aus, macht leicht marisch und gibt in großen Schritten davon, daß die Bäcker fliegen. Da entschuldige ich mich bei der anderen, auf elässlich natürlich, sage, daß die Aufnahme im Nu gemacht wäre. Meine Begleiterin ruft mir aus der Ferne irgendwas zu, das ich nicht verstehe. Nun wird meine eine Bäuerin, die bisher stumm vor mir gestanden, quies lebendig, fragt mich: „E, wann's nix fochr!“ und ruft die andere mit den Worten: „Rumm aerd, es senn Dittsch! Es fochr jo nix!“

Und wirklich, die andere macht wieder leicht, sagt: „E na, wann's widerdicht nix echt!“ und stellt sich in Postur — aber leider im Schatten eines Bauernhaukes! Mit nichts ist sie zu bewegen, ins Sonnenlicht zu treten und mit ihrer Begleiterin weiterzugehen. „Du meinst sie auf einmal,“ (Gawwel kann i' so zu'nun schella) („Du, die Wagabel kann ich ja in die Sonne stellen“), sie blickt mich dabei nicht eben freundlich an. So nehme ich schließlich die beiden anfang in der Sonne auf der Landstraße abend, im Schatten der Dorfstraße abend. Aber nun ist es, daß die beiden Bäuerinnen weilen bleiben und nicht weitergehen wollen, weil sie nicht glauben können, daß die Aufnahme schon gemacht ist.

„Nest sen m'r icho doo, fest bitene m'r aufschte — leen 'ich numme Pitt!“ (Nest sind wir schon einmal da, fest bleiben wir auch stehen — lassen Sie sich nur Zeit!), meint die Alte. Erst, als ich mich wiederholt bedanke und den Apparat aufklappe, wenden auch sie sich zum Weitergehen.

Eine Stunde später fahren wir wieder nordwärts — heimwärts, durch idyllische Dörfer, Bappel-Alleen entlang, an alten Stablmauern und unter Eichen hinfühnd, auf denen Störche nisten. Ahnen, der Familie Weber, von welchen Baseln die Germanen glauben, daß sie die Seelen von der Sonne herabstrahlen, um sie später wieder, als Totendäuel, dorthin zurückzutragen, begegnen wir ein letztes Mal auf blumigen Wiesen an den Ufern der 311. Mir, der hier seine Kindheit verbracht hat, sind diese Wägel genau so ein Wahrzeichen des Elässes, wie das Straßburger Münster, der St. Dillenberg oder die Hofkönigsburg, die wir abschließend aus der Ferne grüßen.

C. L.

Zum LACHEN und RATEN



„Also hier hat der Bengel den Grasfamen verstreut!“

Gut gegeben

Das Kind schrie. „Dein Kind heult auch immer“, schrie der Mann, „daneben schreit es ohne Grund. Was hat es denn?“

Treffender Vergleich
Jeder warnt vor Weinhändler Wimmers Wein.
Dieses Jahr fuhr Wimmer an die See.
„Da ist er ja in seinem ureigensten Element!“
„Wie?“
„Im Wasser.“



Michael hatte bei einer Kauferlei eine Gebirgserschütterung erlitten, hat lange im Krankenhaus gelegen und ist wieder geheilt. Der Ortschulze stellt ihm folgendes Zeugnis aus: „Ich beschneide Michael, daß sein Verstand vierzehn Tage gefährt war, jetzt ist er nunmehr vollkommen davon befreit.“

Verständlich
„Meine Frau sollten Sie sehen, wie sie jeden Abend meine Sachen ordentlich in den Schrank räumt.“
„Wenn Sie heimkommen?“
„Nein. Wenn ich ausgehen will.“

Falsch verstanden
Eindemanns lassen die ganze Nacht Licht in allen Zimmern.
„Warum denn eigentlich?“
„Wegen der Einbrecher.“
„Aber die haben doch Taschenlampen?“

Sausgehilfin, begeisterte Rundfunkanhängerin, am Telefon: „Die angabige Frau wird in einer Minute sprechen! Inzwischen lasse ich Schallplatten spielen!“



„... groß ist unser Garten zwar nicht; dafür ist er aber sehr hoch...“

Silbenrätsel

am - as - at - bi - burgh - bi - cu - dan - dan - din - e - e - er - es - fo - ford - gat - ge - gie - gra - hein - i - kohl - le - lei - li - li - nat - ne - ner - nie - nit - nör - nou - og - pom - ra - ram - re - rel - rich - rig - se - sel - ses - si - seb - te - tee - ter - vi - wo

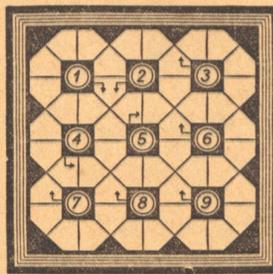
Aus diesen 58 Silben sind 22 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

- 1. altgermanischer Gott, 2. Stadt in Schottland, 3. innerer Körperteil, 4. Mandelmasse, 5. altes Geldgedicht, 6. Kfat, 7. Küchengerät, 8. Gesteinsart, 9. männlicher Vorname, 10. schmackhafter Fisch, 11. Singvogel, 12. männlicher Vorname, 13. Name ägyptischer Könige, 14. Charaktereigenschaft, 15. Ausdruck kleinlicher Unzufriedenheit, 16. geologische Formation, 17. englische Universitätsstadt, 18. berühmter französischer Naturforscher des 18. Jahrhunderts, 19. Gemütskrankheit, 20. bekannte Klaviervirtuosin, 21. Schlange, 22. berühmter italienischer Dichter.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnspruch (es gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1. _____
- 2. _____
- 3. _____
- 4. _____
- 5. _____
- 6. _____
- 7. _____
- 8. _____
- 9. _____
- 10. _____
- 11. _____
- 12. _____
- 13. _____
- 14. _____
- 15. _____
- 16. _____
- 17. _____
- 18. _____
- 19. _____
- 20. _____
- 21. _____
- 22. _____

Fliesen-Problem



Jedes zu suchende Wort besteht aus 8 Buchstaben, beginnt beim Pfeil und läuft in Pfeilrichtung rings um das betreffende Nummernfeld. Die Wörter bedeuten: 1. Zahlungsmittel, 2. Waffensatz, 3. chemische Verbindung, 4. Baumfrucht, 5. alte Waffe, 6. mobile Stofffarbe, 7. überhäufte Bezeichnung eines unentwegten Kartenpiels, 8. Angehöriger eines Volkes in russisch Zentralasien, 9. wie jeder angezogen zu sein wünscht.

Zweisilbig

Das Erste so manches besagt,
Doch meist vergleicht es und fragt.
Das zweite trägt und ernährt
Das seine halt jeder wert.
Das Ganze ist gewesen
Ein Dichter, den viel man gelesen.

Wer hat richtig erraten?

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Def., 3. Kres., 5. Ratione, 6. Zant, 7. Amme, 9. Eran, 11. Nodr., 13. da, 14. Sir, 15. Dör., 17. lo, 19. Sims, 21. Erna, 22. Fran, 23. Bar, 24. Naron, 25. Nist, 26. Wier. — Senkrecht: 1. Defabe, 2. Kater, 3. Anker, 4. Stunde, 8. Weiser, 10. America, 12. Ed., 16. Kiefer, 17. h, 18. Panzer, 19. Galat, 20. Strom.

Quadraträtsel:
D G R W
D G R W
G R W U
W R U U

Telegramm: Immer bedeutet das Ende (Reim, Meter, Frei, Orden, Reich, Hofe, Hundert).

Wortspiel:
a) Zais, Nagel, Lambe, Wsche, Enkel, Gsel, Gros.
b) Josa, Wngel, Paima, Nage, Neise, Gise, Rost.
Sabauer.

Silberrätsel: Nachtwächter.

Schach

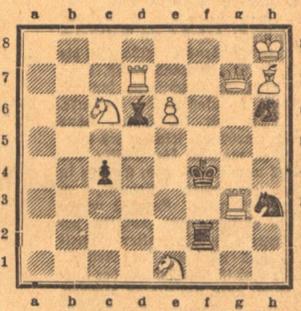
Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Folge 24, 12. Juni 1938

Blinde Schachspieler

Es gibt eine große Anzahl von Schachspielern, die das Augenlicht verloren haben. Aber trotzdem finden sie im Schachspiel Erholung und Abwechslung in ihrem an Freunden so einsamen Dasein. Man hat auch für Blinde besondere Schachbretter hergestellt, bei denen die schwarzen Felder tiefer liegen als die weißen, und die Figuren werden mit Stiften in die Felder eingesteckt. Es erinnere mich, daß bereits vor dem Kriege im Karlsruher Schachklub ein Blinder war, der immer sein eigenes Schachbrett mitbrachte, und an den Turnieren teilnahm. Er brachte es zu einer beträchtlichen Spielstärke, und man durfte ihn nicht unterschätzen. Auf jeden Fall war sein Fingerfühlengefühl sehr gut ausgebildet, besser wie bei manchem sehenden Spieler.

In England hat man ein besonderes System von Notationen erfunden, so daß dort seit einiger Zeit eine Blindenschachzeitung erscheint, die den Blinden auch die Schönheit der Schachprobleme zeigt. Da ist es nun nicht verwunderlich, daß es auch eine ganze Anzahl von blinden Problemkomponisten gibt, die bereits schöne Perlen der Problemliteratur verfaßt haben. Wir bringen heute einen Zweifäher eines solchen blinden Komponisten, der unteren Lesern sicher Freude machen wird.

Aufgabe Nr. 18 von G. Borre, Drüffel.



Matt in 2 Zügen.

Lösung der Aufgabe Nr. 11 in nächster Folge

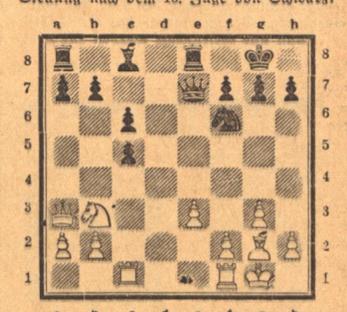
Wettkampf Keres - Stahlberg

Der schwedische Meister Stahlberg konnte einen Wettkampf gegen Keres mit 4 zu 4 unentschieden halten. Beide gemannt 2 Partien und machten 4 unentschieden. Das merkwürdige an diesem Wettkampf ist, daß die vier Siege mit den schwarzen Steinen erfochten wurden. Wir bringen die 6. Partie

Indisch

Weiß: Stahlberg
1. d2-d4 e7-e6
2. c2-c4 f8-b4+
3. Lc1-d2 Dd8-e7
4. Sg1-f3 Sg8-f6
5. g2-g3 Fb4:d2+
6. Sd1:d2 b7-b6
7. Ff1-g2 e6-e5
8. Dd1-b3 0-0

Schwarz: Keres
9. 0-0 Ff8-e8
10. e2-e3 Sg8-d7
11. Fa1-c1 c7-c6
12. c4-c5 d6:d5
13. d4:d5 Sd7:e6
14. Sg3:e5 Dd7:e5
15. Df3-g3 Dd5-e7
16. Sd2-b3 g7-g6



17. Sg2:e6 Kc8-b7
18. Fc6:b7 Dc7:b7
19. Da8-a4 Fa8-d8
20. Ff1-d1 Sg8-e4!
21. Sg5-d2 Sd4-g5
22. Da4-g4 Dd8:d2
23. Dg4:g5 Dd7-d7
24. Dd1:d2 Dd7:d2
25. Fc1-c4 Dd2:b2
26. Fc4-a4 a7-a6
27. Dg5-g4 Fc8-b8
28. Kd1-e1 Dd2-d2
29. Dg4-b4 g7-g6

30. Fa4-g4 Dd2-b5+
31. c3-c4 Dd5-d6
32. a2-a4 Dd8-c8
33. Dd4-b5 Fc8-e5
34. Dd5-b3 c5-c4
35. Dg4-f4 Dd6-c6
36. Dd5-b4 c4-c3
37. Dd4-b5+ Fc5-e8
38. Fd1-e2
39. Dc1-d8
40. Dc1-d8
41. Dc1-d8
42. Dc1-d8

Bogoljubow siegt in Bad Eifel

In dem von dem Großdeutschen Schachbund veranstalteten Turnier in Bad Eifel konnte Bogoljubow mit 6½ Punkten den 1. Preis erringen. Es folgten 2.-8. Cneajcs und Elistafes 6 Punkte, 4.-5. Kleninger (Deutscher Meister 1937) und Gila 5½ Punkte, 6.-7. Melkad und Wines 4½ Punkte, 8. Michal 3½ Punkte, 9. Dr. Weil 2 Punkte und 10. Weinstilke 1 Punkt.

Bogoljubow und Elistafes nehmen auch an dem Turnier in Noordwijf (Holland) vom 8. bis 22. Juni teil, zu dem auch Keres und Dr. Cume eingeladen sind.

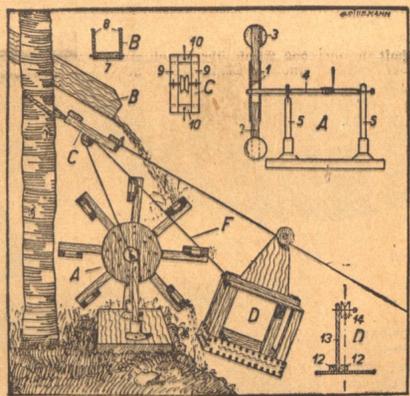
Unsere Bastecke:

Wir bauen eine Wasserradseilbahn

Unsere Seilbahnanlage besteht nach der Hauptfahrgasse aus dem Wasserrad A samt Zulufrinne B, dem Seilrollenrahmen C, dem Seilbahnwagen D, dem Tragseil E und dem Zugseil F.

Nach Nebenfahrgasse wird das Wasserrad aus zwei Holzschleiben B hergestellt, zwischen die hermförmig die acht Leitern 2 angelegt und mit Schaufeln 3 aus leeren Schuhkremden versehen werden. Als Achse 4 dient ein Rundholzstäbchen, das durch den Mittelpunkt der Schleiben gesteckt und auf zwei Böden 5 gelagert wird. Die Lagerböden werden auf dem Grundbrett 6 befestigt. Die Lagerung der Welle auf den Böden erfolgt so: In die Spitze des kleinen Bodens dreht man als Lager eine große Ringmutter, während der höhere Bod durchbohrt und hier das Ende der Welle mit einem Nagel gelagert wird.

Seilbahnanlage sofort begonnen werden. In einer steilen Lehne, in der Nähe eines Wasserinnfalles, wird das Wasserrad A vor einem Pfloz oder Bäumchen im Erdreich verankert und die Zulufrinne B so aufgestellt, daß das Wasser genau auf die Schaufeln trifft. Ueber der Wasserradwelle wird hierauf am Pfloz der Rollenrahmen C festgebunden und das daran geknüpfte Tragseil E zu einem tieferliegenden Baum oder Pfloz gespannt. Das Zugseil F wird vom Seilbahnwagen über die Rolle im Rahmen C zur Achse des Wasserrades abgeleitet und hier festgebunden. Seht man das Wasserrad in Betrieb, dann fährt der Wagen heranwärts, sperrt man den Wasserzufluß ab, dann rollt der Seilbahnwagen durch das eigene Gewicht wieder talwärts und treibt dabei das Wasserrad in verkehrter Richtung.



Lux-Verlag München

BRIEFMARKENHECKE

Ein philatelistisches Märchen

Es war einmal... ein Land, das heißt eigentlich war es gar kein Land, sondern nur ein Landstüpfel. Den hatten die „Wesen Buben“, denen man ungeschicklicherweise gegen Ausganga des Weltkrieges eine große Schere angedreht hatte, von seinem ursprünglichen Mutterland — abgetrennt. So war es nun einmal da und mußte auch seine Existenzberechtigung nachweisen, was bekanntlich am einfachsten durch die Ausgabe von Briefmarken geschieht. Da die Buben unter ihrem Spielzeug auch eine „Druckerei“ hatten, so nahmen sie zunächst alle Marken, die in dem bejagten Landstüpfel noch vorhanden waren, und druckten dessen Namen darauf, sie nannten es aber „Marfomannenreich“, und es wurde wirklich reich an Briefmarken. Diese Verschönerung gefiel den „Wesen Buben“ gar sehr, obwohl sie besser mit ihrem Wiedereinkaufslösen hätten hantieren sollen. Nachdem die Marken fertig waren, nahmen sie sogar die Briefmarken ihres eigenen Landes und druckten nach Verzensfuß darauf los, waagrecht, senkrecht, schräg, kopfstehend, mit doppelt und durchbrochenen Aufdruck — wer kennt die Namen, nennt die Zahl!

während die übrigen Einwohner jeden Morgen aus Post gingen, sich dort anstellten und, wenn sie an der Reihe waren, soviel Briefmarken kauften, als man ihnen ab. Diese verkauften sie nachher mit einigen 100 oder 1000 Prozent Gewinn, um sich darauf wieder die Zeit zu legen bis zum nächsten Morgen. Die Sache ist goldrichtig, dachten sie, und wurden dick und fett dabei.

Aber auch politisch und sozial veränderte sich das Land, es bildete sich eine neue Aristokratie: die der Postbeamten. Der Oberpostdirektor wurde Landespräsident, während seine Beamten das Herrenhaus bildeten. Ihre einträchtlichen Posten wurden auf Söhne und Töchter vererbt. Die vornehmsten wurden Markgrafen, denn das Land war ja eine „Republik“. Der niedere Adel bestand aus Briefträgerinnen und Telefonistinnen, weil diese nicht direkt an der „Quelle“ lagen. Nunmehr kam das Abgeordnetenhaus, bestehend aus den eigentlichen Bürgern. Da gab es konservative, die handelten nur mit alten Marken, Demokraten, die in allen Farben schillerten, es gab eine Linke und eine ganz linke „Linke“, die sich nur für rote Briefmarken interessierte. Schließlich ist noch das Volk der kleinen Spekulantinnen zu nennen, die man kurz Markfetter nannte. Da man aber doch noch einige „Beute“ suchte, wurden diese in Marken erlösbart.

Was allem fehlte man eine bemessene Macht zum Schutze der zunehmenden Marktomanie auf. Die Krieger hießen die Markfomannen, an ihrer Spitze hand der Höchstkommandierende in den Briefmarken.

Die „Wesen Buben“ taten mit großer Freude den Erfolg ihres Spiels, hatten sie doch die Menschen auf ihre Art erobert und für eine Abtötung reif gemacht. Sie druckten Markgrafen, druckten Werte, die postfachlich nicht zu verwenden waren — zum Beispiel auf 0,35, während der niedrige Postloos schon auf 1,50 Marfomannenmarkt stand. Sie druckten auch immer schneller, erst jedes Vierteljahr eine neue Serie, dann jeden Monat und schließlich jede Woche.

Die armen Briefmarkensammler in dem alten Mutterland und zum Teil auch in der übrigen Welt gaben ihr letztes Geld her. Sie versetzten Wertpapiere, Möbel, Kleider, und wurden zum Schluß verriecht, weil sie nicht mehr mitmachen konnten. Da entdeckten einige philatelistische Ärzte eine neue Krankheit: „Dementia Philatelistica Memalaria“, und sie richteten schleunigst besondere Spezial-Entziehungsanstalten ein, um auf diese nicht mehr ungewöhnliche Weise zu retten, was zu retten war.

Da kam eines Tages ein Staatsmann von Normal als reitender Hirt, der sich lange an den Briefmarken, denen er angeschlossen hatte. Er fand die „Wesen Buben“ bei der Arbeit und schrieb mit einer deutlichen, durch-

aus nicht mißzuverstehenden Handschrift einiges hinter ihre bildschönen Ohren, daß ihnen Hören und Sehen verging und ihre philatelistische „Weisheit“ ein ganzes Stockwerk tiefer rutschte. Dann warf er lächelnd die fragwürdige Druckerlei in den — Müllimer und fletzte den Landstüpfel wieder dahin, wo er hingehörte, an das alte Mutterland.

Und siehe da... alle Menschen wurden wieder, was sie früher gewesen, brave Fischer, gelandete Bauern, tüchtige Handwerker. Sie ihren Ehrgeiz in neue Veräußerungsgeierungen umlegten, ankündigte Kaufleute und erprobte Beamte. Alle hatten den tieferen Sinn einer planvollen Ordnung erkannt, und Briefmarken sammelten sie nur noch „Am Feierabend“. Da war nun das Ländchen ein abgeschlossenes Gebiet, und die Sammler gingen daran, in Ruhe ihre Sammlung zu vervollständigen. Sie dachten oft mit Schaudern an die früheren Verhältnisse — und an ihre eigenen Dummheiten.

Viele Sammlerfreunde! Es lohnt sich nicht, den Mühlstein oder den durchzuballieren, dort ist kein „Marfomannenreich“ zu finden. Es ist ja nur ein schickliches „Märchen“, heute noch ein Märchen. Aber mer, weiß, eines Tages...
Günther A. B. e. l. s.

Sonderpostkarten zur Ausstellung „Sachsen am Werk“

Anlässlich der Ausstellung „Sachsen am Werk“ in Dresden vom 18. Juni bis 18. September 1938 gibt die Deutsche Reichspost eine 5-Mpf. und eine 8-Mpf.-Postkarte nach Entwürfen von Professor A. Dreiser, Dresden 9, heraus. Die eingedruckte Freimarke zu 5 Mpf. zeigt das Wilschschloßdenkmal, die zu 8 Mpf. die Reichsautobahnbrücke in Siebenlehn; auf beiden Markenbildern sind außerdem die Kurshöfner wiedergegeben. Die Sonderpostkarte zu 5 Mpf. wird zum Preise

von 12 Mpf., die zu 8 Mpf. zum Preise von 15 Mpf., vom 10. Juni an nur durch die Postämter des Gau Sachsen und unter den bekannten Bedingungen durch die Verlandhelle für Sammlermarken in Berlin W. 30 abgeben. Der Mehrbetrag fließt dem Kulturfonds des Führers, zu einem geringen Teil dem Heimatwerk Sachsen. Die Karten können auch nach dem Ausland verandt werden, wenn sie nach den hierfür festgesetzten Gebühren freigemacht worden sind.

Spielbank Baden-Baden

Als noch das reine Gold hier rollte — Jacques und Edouard Benazet, die ungekrönten Könige der Kurstadt — Für und Wider im Kampf der Meinungen — Gang durch die Spielbank vor hundert Jahren

in vergangener Zeit

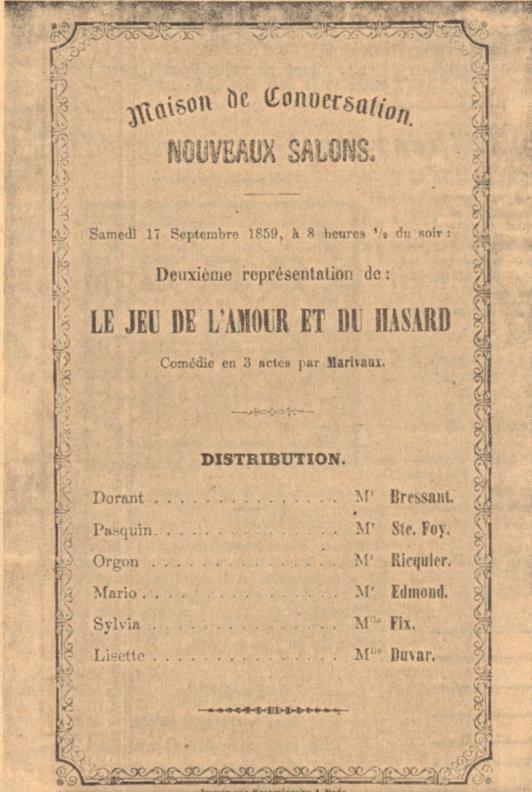
Von HANS KELLER

Die städtischen Sammlungen Baden-Baden haben auf Anregung ihres Pflegers, Rats Herrn P. Dr. Eugen Schmitt eine dankenswerte Sammlung alter Spielbankgeräte und Bilder aus damaligen Zeiten herausgestellt, die in einem besonderen Raum untergebracht ist. Sie gibt Anlaß zu nachstehenden Ausführungen.

„Nummer neun, rot.“ Das war die letzte Zahl, die am 31. Oktober 1872 gespielt wurde. Mit ihr fand eine Einrichtung ihr Ende, die erst nach 61 Jahren, am 3. Oktober 1933, wieder in das Leben gerufen wurde. Wir wollen uns heute nicht mit einem Vergleich beschäftigen, sondern uns darauf beschränken, ein Bild vom Spiele vor hundert Jahren zu geben. Wo im Verlaufe der Abhandlungen vor den Augen des Lesers ein zwangsläufiger Anreiz zur Betrachtung des „Ginns“ und „Tsch“ auftaucht, mag er es dem Umfange zuschreiben, daß unter veränderten Vorzeichen alle Angelegenheiten des Lebens wieder als Problem auftauchen und wieder behandelt werden müssen. Die eine unserer Abteilungen, Lederhaken für Aufbewahrung von Goldmünzen, führt sofort in die Vorstellung der damaligen Welt. Freilich, es gab auch Chetons, wie heute, aber daneben, ja fast noch darüber, standen die Goldstücke, und wenn man von dem Worte Gebrauch macht, daß sich ein Goldstrom von Baden-Badens Spielbank in die Stadt, ja in das Land ergoß, dann ist es nicht nur sinnbildlich, sondern tatsächlich aufzufassen. Der Gedanke, die Leidenschaft im Spiel, ohne etwas zu arbeiten, sein großes Vermögen zu machen, die Göttin des Glückes unmittelbar zum Kampfe in ihrem ureigensten Elemente zu zwingen, ist uralt. Gespielt wurde bei den Griechen und Römern, gespielt wurde im Mittelalter, gespielt wurde und wird in der Neuzeit. Immer auch ist die Stellung der Definitivität dazu verschieden gewesen, aber abhalten ließ sich kein Mensch, dieser Neigung zu huldigen.

Spielrichtungen bestanden in Baden-Baden bereits vor Einführung der eigentlichen Spielbank und es ist sicher, daß das einfache „Rouge et noir“ schon vor dem Jahr 1800 hier betrieben wurde. Da, wo heute in Baden-Baden das Kurhausrestaurant steht, wurde auf Veranlassung des ersten Pächters, Chevilly, — sämtliche Spielbankpächter bis zur Aufhebung waren Franzosen — das alte Promenadenhaus erweitert. Aber weder diese Erweiterung, noch auch Chevilly als Person konnten, so wenig wie sein Nachfolger Chabert, die Spielbank zu dem gestalten, was sie unter Vater und Sohn Benazet, den ungekrönten Königen Baden-Badens, werden sollte. Zwar war inzwischen das Kurhaus entstanden und bot einen glanzvolleren Raum, wie die Räume des „Gesellschaftshauses“, früher Jesuitenkollegium, jetzt Rathhaus, das nach dem Promenadenhaus zum Spiel benutzt wurde; aber damit war es nicht getan. Es fehlte an der persönlichen Kraft, die alles auf eine Karte setzte, die mit der Einrichtung des Spieles selbst spielte, kühl und berechnend. Das wurde Jacques Benazet. 1838 trat er hier in seinen Wirkungskreis ein und sofort änderte sich das Bild. Benazet bot eine Pacht von 45 000 Gulden auf 15 Jahre, eine Einhandsumme von 100 000 Gulden und erhielt den Zuschlag; denn keiner hatte den Mut, für eine solche Bank derartige Summen einzusetzen. Benazet kannte das Spiel, besser noch die Menschen.

Kunst und Gesellschaft wurden zur größten Blüte emporgepäht, die



Das Spiel von Liebe und Glücksspiel
Ein seidener Theaterzettel aus dem Jahr 1859

ren, drohten 1868 zum ersten Male die Hüte der Vollblüter auf der Rennbahn von Iffezheim. Bau und Bau stieg im Verlaufe der Herrschaft Edouard Benazets aus dem Boden, die Prachtsäle des Kurhauses, Iffezheim, das kleine Theater. Das ist weit bekannt. Weniger bekannt ist, daß sich über das ganze Land der Segen der Aufwendungen ergoß, die der Spielbankpächter, mit besonderer Genehmigung des Großherzogs für diese Zweckbestimmung, zu stellen hatte. Wir wollen erwähnen, daß die evangelische Kirche in Baden-Baden ihre Entfaltung diesen Mitteln verdankt, daß das Waisenhaus namhafte Mittel daraus erhielt. Aber werfen wir einen Blick in die Petition der Stadt Baden-Baden vom Februar 1862, „die Aufhebung des öffentlichen Spieles daselbst betreffend“, an die

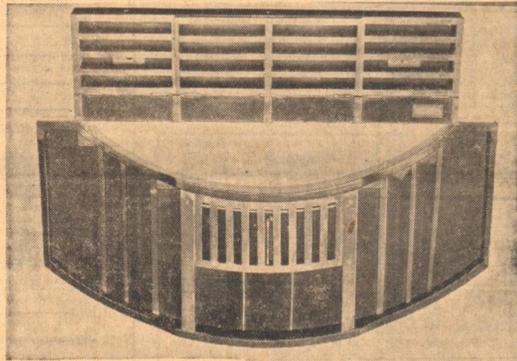
man sich denken konnte; auf Tausende kam es bei der Verpflichtung hervorragender, weltbekannter Persönlichkeiten nicht an. Glanz um Glanz wurde geschaffen, denn dieser Mann wußte, daß die reiche Schicht jener Epochen das Geld schon wieder dalassen würde, wohin er sie vermittelst des Einfasses seiner, das heißt der Mittel der Bank, gezogen hatte. Er täuschte sich nicht. Als er 1848 starb, war der Rufm der Kurstadt als des Paradies Europas begründet, und sein Sohn Edouard, nicht so genial wie sein Vater, aber in Geschäften zweifellos geschickt und treu den Spuren folgend, die vorgezeichnet waren, trieb ihn zum Höhepunkt. Setzte sich über die Krisen aller Zeiten hinweg, kam über die Revolution von 1848 zur Kulmination im Jahre 1858, als bereits schwere öffentliche Attaden gegen die Spielbank geritten wurden.

Das sind die Zeiten, als hier die Regierenden aller Länder weiften, die Russenkolonie, eine Künstlerkolonie entstand, Paris seine Gesellschaft entfaltete. Da weifte Turgenjew hier, dessen Gedenktafel an dem Haus in der Schillerstraße gegenüber dem Kurhof angebracht ist, da feierte die Wiedert ihre Triumphe, da erlebte Dostojewski die Tragödie des unheilbaren Spielers, die so grell und tief aus seinem Werk aufleuchtet, da tagte der Kongreß der Für-

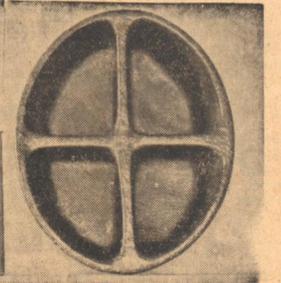


Edouard Benazet
Spielbankpächter 1848-1867

„Hohe Zweite Kammer“, in der eine Liste Aufschluß gibt über die ausgeschütteten Gelder an öffentliche Zwecke im Jahre 1860. Diese Petition, ebenso eine zu gleicher Zeit eingereichte „Unterhänigste Bitte der Stadtgemeinde Baden an den Durchlauchtigsten Großherzog, Gnädigsten Fürst und Herrn“ geben Aufschluß darüber, daß der Kampf gegen die Spielbank inzwischen außerordentlich groß geworden war. 1854 war die Kaiserliche Kammer der Freiberger von Andlau feurig aufgetreten, die Kirche gestellte sich dem Kampfe gegen die Spielbanken zu und nur diejenigen, die mußten, welche Vorteile von einer derartigen Einrichtung ausgingen, führten einen verzweifelten Streit um ihre Fortführung. Zwar gab Staatsrat



Alte Spielkassen



Glücksnadeln und Lederschale für Goldmünzen



Erstes Spiel in Baden-Baden um 1800

Aufn.: Kühn, Baden-Baden (4)

Nebenst, dem die Prüfung der Für und Wider übertragen war, seine Meinung dahin fund, daß „das Spiel an sich weder nach natürlichen Rechtsgrundsätzen als widerrechtlich, noch als fittlich verwerflich betrachtet werden kann, indem es seiner Natur nach den Handlungen angehört, die der freien Selbstbestimmung des einzelnen überlassen bleibt“.

Und die Stadt selbst sagte: „Die Uebel des Spieles in unserer Stadt schwinden zur Unbedeutendheit gegenüber der Verarmung und dem Elende, dem mit plötzlicher Aufhebung des Spieles Tausende verfallen müßten.“ Es mißte alles nichts, 1867 übernahm Emile Du Fresnoy, ein Neffe Benazets, den Spielbetrieb, er fügte sich den Forderungen des bairischen Innenministeriums, den Spielpachtzins auf eine halbe Million Gulden zu erhöhen, wozu noch 200 000 Gulden besondere Zuwendungen traten.

Auch dieser gewaltige Einkunftsstrom für Staat und Stadt konnte seine Aufhebung nicht aufhalten; am 31. Oktober 1872 war der letzte Spieltag. Das alles geht einem durch den Kopf bei einem Rundgang durch die Sammlung. Da steht Edouard Benazets Bitte in weifem Marmor, da hängt die letzte Abrechnung, sind auf einer Tafel die Errungenschaften Baden-Badens aus dem Spielgewinn vermerkt. Wir sehen die Lederhaken für die Goldmünzen, die alten Rechen, die einst zur Verwendung gelangten Geldfassetten, getrennt für Papier und Gold, erblicken prachtvolle Möbel aus der damaligen Zeit und stehen vor einem alten Tableau. Bald 150 Jahre sind es, daß hier in Baden-Baden begonnen wurde zu spielen, und der bedeutendste Abschnitt des vergangenen Jahrhunderts ist hier in sorgfältig zusammengestellten Gegenständen wieder lebendig geworden. Da steht noch ein Päckchen der Glücksnadeln, die man sich einst am Eingang zur Spielbank kaufte, wohl im Glauben, damit der weiterwirdischen Herrscherin Fortuna einen Stich verfehen zu können.

Die, die diese Dinge in Händen hielten, sind längst nicht mehr. Sie, die das Gold sich in Säcken nachtragen ließen, und die, die es mit dem Rechen einzogen, schlafen denselben Schlaf. Aber die Prachtsäle des Kurhauses stehen und laden noch immer mit dem Glanz ihres Daseins ein, auf dem Rasen in Iffezheim trifft sich alljährlich die Sportwelt, Mauern und Wege werden noch benutzt, die von diesem Tableau aus entstanden. Aus Reigungen der Menschen, die ewig sind, ihrer Auswertung durch weifichtige, geniale Schöpfer und kluge, weife Verwalter entstanden Werte, die aus Baden-Baden, aus vielen Orten des Landes, nicht mehr hinwegzudenken sind. Die Sammlung regt, so betrachtet, nicht nur zur Historie, sondern auch zur Nachdenklichkeit an, einer Nachdenklichkeit, die die gleichen Angelegenheiten unter veränderten Vorzeichen nun zum Vergleich zwingt.